Der

Graf v. Cagliostro.

Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Vierter Theil.

Augsburg, 1849.

v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Loque, Chiffe und Graille.

Der König schlug den Weg nach dem Cabinete der Equipagen ein, wo er vor der Jagd oder dem Spaziergange einige Momente sich aufzuhalten pflegte, um jener Art von Dienern, deren er für den Rest des Tages bedurfte, besondere Befehle zu ertheilen. Am Ende der Gallerie grüßte er die Höflinge, und deutete ihnen durch ein Zeichen mit der Hand an, daß er allein seyn wolle. Allein geblieben, setzte Ludwig XV. seinen Weg durch einen Corridor fort, an welchem die Gemächer von Mesdames stießen. Vor der durch einen Vorhang geschlossenen Thüre angekommen, blieb er einen Augenblick stehen, und schüttelte den Kopf. „Es gab nur eine Gute unter ihnen," brummelte er zwischen den Zähnen, „und sie ist so eben fortgereiset."

Der laute Schall einer Stimme antwortete auf dieses für jene, die da blieben, ziemlich unverbindliche Axiom. Der Thürvorhang hob sich empor, und Ludwig XV. wurde mit folgenden Worten begrüßt, welche ein wüthendes Trio gleichzeitig an ihn richtete: „Ich danke, mein Vater!"

Der König befand sich inmitten seiner drei übrigen Töchter. „Ah! Du bist's, Loque," sagte er, zur Ael-

testen von den Dreien sich wendend, nämlich zu Madame Adelaide. „Ah! meiner Treue, desto schlimmer, magst Du Dich ärgern oder nicht, ich habe die Wahrheit gesagt.“

„Ah!“ äußerte Madame Victoria, „Sie haben uns nichts Neues gelehrt, Sire, und wir wissen, daß Sie Louise immer vorgezogen.“

„Meiner Treue, Du sagtest eine große Wahrheit, Chiffe.“

„Und warum wird Louise uns vorgezogen?“ fragte Madame Sophie mit einem harten Tone.

„Weil Louise mich nicht quält,“ antwortete er mit jener Gutmüthigkeit, deren vollkommenes Muster Ludwig XV. in seinen Selbstsuchtmomenten aufstellte.

„O! sie wird Sie quälen, seyen Sie unbesorgt, mein Vater,“ erwiederte Madame Sophie mit einem Tone von Härte, der vorzüglich auf sie die Aufmerksamkeit des Königs lenkte.

„Was weißt Du in dieser Beziehung, Graille?“ fragte er. „Hat Louise bei ihrer Abreise Dir Anvertrauungen gemacht? Dieß würde mich wundern, denn sie liebt Dich nicht gar sehr.“

„Ah! meiner Treue, jedenfalls vergelte ich es ihr gut,“ antwortete Madame Sophie.

„Sehr wohl!“ sagte Ludwig XV., „hasset Euch, verabscheuet Euch, zerreisset Euch, das ist Eure Sache; woferne Ihr mich nur nicht störet, um die Ordnung im Reiche der Amazonen wieder herzustellen, gilt es mir gleich. Aber ich wünsche zu wissen, worin die arme Louise mich quälen soll.“

„Die arme Louise!“ entgegneten Madame Victoria und Madame Adelaide zugleich, indem sie ihre Lippe auf zwei verschiedene Arten verlängerten. „Worin sie Sie quälen soll? Nun denn, ich will es Ihnen sagen, mein Vater.“

Ludwig streckte sich in einen großen, dergestalt neben der Thüre befindlichen Lehnstuhl, daß der Rückzug ihm stets eine leichte Sache blieb.

„Weil Madame Louise,“ bemerkte Sophie, „ein wenig von dem Dämone gequält ist, welcher die Aebtissin von Chelles beunruhigte, und weil sie sich in's Kloster zurückzieht, um Erfahrungen zu machen.“

„Nun, nun,“ sagte Ludwig XV., „ich bitte Sie, keine Zweideutigkeiten in Bezug auf die Tugend Ihrer Schwester; man hat in der Welt nie etwas gesagt, wo man doch so viele Dinge sagt. Fangen Sie nicht an, Sie.“

„Ich?“

„Ja, Sie.“

„O! ich spreche nicht von ihrer Tugend,“ versetzte Madame Sophie, durch die besondere Betonung, welche ihr Vater dem Worte Sie gab, und durch seine affectirte Wiederholung sehr gekränkt; „ich sage, daß sie Erfahrungen machen wird, weiter nichts.“

„Nun denn, wenn sie sich mit der Chemie, mit Wappen, mit Anfertigung von Lehnstuhlrollrädchen beschäftigen, wenn sie die Flöte blasen, die Kindertrommel rühren, das Clavier zerhacken, oder auf der Geige kratzen würde, was fänden Sie Böses darin?“

„Ich sage, daß sie sich mit Politik beschäftigen wird.“

Ludwig XV. schauderte.

„Daß sie die Philosophie, die Theologie studiren, und die Commentarien über die Bulle Unigenitus *) fortsetzen wird, so daß wir inmitten ihrer gouvernementalen Theorien, ihrer metaphysischen Systeme und ihrer Theologie, die Unnützen der Familie scheinen werden."

„Wenn dieß Ihre Schwester in's Paradies führt, was finden Sie Böses darin?" erwiederte Ludwig XV., ziemlich betroffen jedoch wegen der Beziehung zwischen der von Graille vorgebrachten Beschuldigung, und der politischen beißenden Kritik, womit Madame Louise bei ihrer Abreise sich ereiferte. „Beneiden Sie ihre Glückseligkeit? Dieß wäre eine Handlung von sehr schlechten Christinnen."

„Ah! meiner Treue, nein," versetzte Madame Victoria; „ich lasse sie gehen, wohin sie geht, nur folge ich ihr nicht."

„Ich eben so wenig," äußerte Madame Adelaide.

„Ich eben so wenig," sagte Madame Sophie.

„Zudem verabscheute sie uns," sagte Madame Victoria.

„Sie?" fragte Ludwig XV.

„Ja, uns, uns," antworteten die andern zwei Schwestern.

„Sie werden sehen," entgegnete Ludwig XV., „daß die arme Louise das Paradies nur gewählt hat, um mit ihrer Familie nicht zusammenzutreffen."

*) Unigenitus Dei filius etc. sind die Anfangsworte einer vom Papste Clemens XI. 1713 erlassenen Bulle.

D. Ueb.

Ueber diesen Ausfall lachten die drei Schwestern nicht besonders. Madame Adelaide, die Aelteste von den Dreien, raffte ihre ganze Logik zusammen, um dem Könige einen stärkern Stoß zu versetzen, als jene waren, die eben erst an ihrem Kürasse abglitten. „Mesdames," sagte sie mit dem ihr eigenthümlichen gezierten Tone, wenn sie die Indolenz ablegte, welche ihr den Namen Loque von ihrem Vater zuzog, „Mesdames, Sie haben die eigentliche Ursache der Abreise der Madame Louise nicht gefunden, oder dem Könige nicht zu sagen gewagt."

„Nun, gut! Wieder irgend eine schwarze Verleumdung," versetzte der König. „Gehen Sie, Loque, gehen Sie!"

„O! Sire," erwiederte diese, ich weiß wohl, daß ich Ihnen ein wenig im Wege stehen werde."

„Sagen Sie, daß Sie hoffen, dieß wird richtiger seyn."

Madame Adelaide biß sich auf die Lippen. „Ich werde die Wahrheit sagen," fügte sie bei.

„Gut! Dieß klingt verheißend. Die Wahrheit! Geben Sie es doch auf, solche Dinge zu sagen. Sage ich jemals die Wahrheit? Ei, sehen Sie, ich befinde mich dabei nicht schlechter, Gott sey Dank!" Und Ludwig XV. zuckte die Achseln.

„Nun, sprechen Sie, meine Schwester, sprechen Sie," sagten die zwei andern Prinzessinnen miteinander um die Wette, begierig, jene Ursache zu erfahren, die den König so sehr ärgern sollte.

„Die guten lieben Herzen," brummte Ludwig XV., „wie sie ihren Vater lieben!" Und er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er es ihnen wohl vergelte.

„Nun aber,“ fuhr Madame Adelaide fort, „was unsere Schwester Louise, die so sehr auf Etikette hielt, am meisten fürchtete, war...“

„War...?“ wiederholte Ludwig XV.; „nun, vollenden Sie wenigstens, da Sie nun einmal im Zuge sind.“

„Wohlan, Sire, war... die Eindringung neuer Gesichter.“

„Die Eindringung, sagten Sie,“ versetzte der König, über diese Einleitung mißvergnügt, weil er zum voraus sah, wohin sie zielte, „die Eindringung! Giebt es bei mir Eindringlinge? Zwingt man mich, zu empfangen, wen ich nicht will?“

Dieß war eine ziemlich geschickte Art, den Sinn des Gespräches völlig zu verändern. Aber Madame Adelaide war ein zu feiner Bosheitsspürhund, um so sich so vom rechten Wege abbringen zu lassen, wenn sie auf der Fährte irgend eines guten Schabernackes war. „Ich drückte mich unrichtig aus,“ fuhr sie fort, „ich drückte mich unrichtig aus, und dieß ist nicht das geeignete Wort. Anstatt Eindringung hätte ich Einführung sagen sollen...“

„Ah! Ah!“ äußerte der König, „das ist schon eine Verbesserung; das andere Wort genirte mich, ich gesteh's; Einführung ist mir lieber.“

„Und dennoch, Sire,“ sprach Madame Victoria weiter, „glaub' ich, daß dieß noch nicht das rechte Wort ist.“

„Und welches ist das rechte?“

„Vorstellung ist das rechte Wort.“

„Ah! ja,“ sagten die andern Schwestern, der ältesten beistimmend, „ich glaube, daß es dießmal gefunden ist.“

Der König kniff sich die Lippen. „Ah! Sie glauben?“ sagte er.

„Ja,“ antwortete Madame Adelaide. „Ich sage also, daß meine Schwester sehr die neuen Vorstellungen fürchtete.“

„Wohlan,“ entgegnete der König, welcher der Sache sogleich ein Ende zu machen wünschte, „was weiter?“

„Wohlan, mein Vater, sie wird folglich gefürchtet haben, die Frau Gräfin Dubarry am Hofe ankommen zu sehen.“

„Gehen Sie doch!“ rief der König mit einer unwiderstehlichen Regung von Aerger aus; „gehen Sie doch! Sprechen Sie das Wort aus, und machen Sie nicht so viele Umschweife; cordieu! wie Sie uns hinhalten, Frau Wahrheit!“

„Sire,“ antwortete Madame Adelaide, „daß ich so lange zögerte, Eurer Majestät das zu sagen, was ich Ihnen so eben sagte, geschah, weil die Ehrerbietung mich zurückhielt, und nur Ihr Befehl mir den Mund in Bezug auf einen solchen Gegenstand öffnen konnte.“

„Ah! ja, obgleich Sie Ihren Mund geschlossen halten, obgleich Sie nicht gähnen, nicht sprechen, nicht beißen!...“

„Es ist deßhalb nicht minder wahr, Sire,“ fuhr Madame Adelaide fort, „daß ich den eigentlichen Grund der Entfernung meiner Schwester gefunden zu haben glaube.“

„Nun denn, Sie täuschen sich.“

„O! Sire,“ wiederholten miteinander, und den Kopf von oben nach unten bewegend, Madame Victoria und Madame Sophie, „o! Sire, wir wissen es ganz gewiß.“

„Potztausend!“ unterbrach sie Ludwig XV., nicht mehr und nicht weniger, als ein Vater von Molière. „Ah! Ah! Man hegt eine gemeinsame Meinung, wie ich glaube. Ich habe die Verschwörung in meiner Familie, dünkt mir. Deßhalb also kann diese Vorstellung nicht stattfinden. Deßhalb also sind Mesdames nicht zu Hause, wenn man ihnen einen Besuch machen will; deßhalb also antworteten Sie nicht auf die Bitten und Audienzgesuche.“

„Auf welche Bitten und auf welche Audienzgesuche?“ fragte Madame Adelaide.

„Ei, Sie wissen es wohl; auf die Bitten der Mademoiselle Jeanne Vaubernier,“ sagte Madame Sophie.

„Nein, auf die Audienzgesuche der Mademoiselle Lange,*) äußerte Madame Victoria.

---

*) Zur Verständigung für manche Leser, welche vielleicht diese beiden Namen befremdend finden mögen, fügen wir einige biographische Notizen bei. Marie Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du Barri, die berühmte Favoritin Ludwigs XV., Königs von Frankreich, war die Tochter eines Commis beim Steuerpachtwesen zu Vouconleurs, Namens Gomart von Vaubernier. Sie wurde 1744 geboren, kam nach dem Tode ihres Vaters frühzeitig zu einer Modehändlerin, dann zu der berüchtigten Gourdan, wo man sie als Mademoiselle Lange kannte, und ward dann des Grafen du Barri Maitresse, der auf ihre außerordentlichen Reize höhere Speculationen baute. Er leitete es selbst dahin ein, daß sie dem Könige bekannt wurde. Schnell trat sie an die Stelle der Marquisin von Pompadour. Es schien dem Könige nöthig, sie zu verheirathen; dieses Glück ward dem Grafen

Der König erhob sich wüthend; sein gewöhnlich so ruhiges und so sanftes Auge schoß einen für die drei Schwestern sehr wenig beruhigenden Blitz. Da übrigens in dem königlichen Trio keine Heldin sich befand, im Stande, es mit dem väterlichen Zorne aufzunehmen, senkten alle Drei die Stirne vor dem Sturme. „Sie geben mir da einen saubern Beweis," versetzte er, „daß ich mich täuschte, als ich sagte, daß die Beste von den Vieren fortgezogen sey."

„Sire," sagte Madame Adelaide, „Eure Majestät behandeln uns übel, übler, als Ihre Hunde."

„Ich glaub's wohl; meine Hunde liebkosen mir, wenn ich komme; meine Hunde sind wahre Freunde. Daher adieu, Mesdames. Ich will Charlotte, Belle-Fille und Gredinet besuchen. Die armen Thiere! Ja, ich liebe sie, und ich liebe sie um so mehr, weil sie das Gute haben, daß sie die Wahrheit nicht bellen."

Der König ging wüthend fort, hatte aber noch nicht vier Schritte in das Vorzimmer gethan, als er seine drei Töchter mitsamen singen hörte:

„In Paris, der Stadt, nicht Städtchen,
Haben Herren, Frauen, Mädchen,

---

du Barri, einem Bruder des vorigen zu Theil. Ihr Schwager unterrichtete sie, wie sie sich in ihrem neuen Posten zu betragen habe. Ohne durch weitere Notizen dem Gange der Erzählung vorgreifen zu wollen, bemerken wir unsern Lesern nur noch, daß der Verfasser den Vicomte Jean Dubarry als den Schwager der Gräfin in diesem Romane aufführt, obwohl er ihn von dieser bisweilen Bruder nennen läßt.

Herzen, flüchtig, wie die Mädchen,
Seufzen Ach! bald dort, bald da. Ah! Ah! Ah! Ah!
Der Maitresse von Blaise*)
Geht es, sagt man, böse,
böse,
böse,
böse,
Die man auf dem Schragen sah. Ah! Ah! Ah!"

Dieß war die erste Strophe eines Vaudeville gegen Madame Dubarry, welches unter dem Namen „die schöne Bourbonaise" im Umlaufe war. Der König war sehr geneigt, umzukehren, und vielleicht hätten sich Mesdames bei dieser Rückkehr ziemlich schlecht befunden; aber er hielt sich zurück, und setzte seinen Weg fort, indem er rief, um nicht zu hören. „Herr Capitain der Windhündinnen, holla, Herr Capitain der Windhündinnen!"

Der Officier, den man mit diesem sonderbaren Titel schmückte, eilte herbei.

„Man öffne das Cabinet der Hunde!" sagte der König.

„O! Sire," rief der Officier aus, indem er sich Ludwig XV. entgegen warf, „thun Eure Majestät keinen Schritt mehr!"

„Nun denn, was giebt's, sprechen Sie?" fragte der König, auf der Schwelle der Thüre stehen bleibend, unter welcher der Athem der Hunde hervorblies, die ihren Herrn witterten.

---

*) Den Namen „Blaise," gab man dem Könige, wie man weiter unten sehen wird. D. Ü.

„Sire," antwortete der Officier, „verzeihen Sie meinen Eifer, aber ich kann nicht zugeben, daß der König zu den Hunden hineingeht."

„Ah! ja," entgegnete der König, „ich begreife, das Cabinet ist nicht in Ordnung . . . wohlan! lassen Sie Gredinet herauskommen."

„Sire," murmelte der Officier, dessen Gesicht die Bestürzung ausdrückte, „Gerdinet hat seit zwei Tagen weder gefressen noch getrunken, und man fürchtet, er möchte die Wuth haben."

„O!" rief Ludwig **XV.** aus, „unzweifelhaft bin ich der unglücklichste Mensch . . Gredinet die Wuth! Dieß würde meinen Kümmernissen die Krone aufsetzen."

Der Officier der Windhündinnen glaubte eine Thräne weinen zu müssen, um die Scene zu beleben. Der König kehrte sich um, und begab sich in sein Cabinet, wo sein Kammerdiener ihn erwartete. Als dieser das verstörte Gesicht des Königs sah, verbarg er sich in eine Fenstervertiefung.

„Ah! ich seh' es wohl," murmelte Ludwig **XV.**, ohne auf diesen treuen Diener Acht zu geben, der kein Mann für den König war, und mit großen Schritten in seinem Cabinete auf und ab gehend, „ah! ich seh' es wohl, Herr von Choiseul macht sich über mich lustig; der Dauphin betrachtet sich schon halb als Herrn, und glaubt, daß er es ganz gewiß seyn werde, wenn er seine liebe Oesterreicherin auf den Thron gesetzt haben wird. Louise liebt mich, aber mit großer Härte, weil sie mir Moral prediget, und fortgeht. Meine andern drei Töchter singen Lieder, worin man mich Blaise nennt. Der Herr Graf

von Provence übersetzt den Lucretius, der Herr Graf von Artois läuft von einer Dame zur andern. Meine Hunde werden wüthend, und wollen mich beißen. Gewiß, nur diese arme Gräfin liebt mich. Zum Teufel also mit jenen, die ihr Verdruß machen wollen!" Dann setzte er sich mit einer verzweiflungsvollen Entschlossenheit neben den Tisch hin, auf welchem Ludwig XIV. seine Unterschriften gab, und der das Gewicht der letzten Verträge und der stolzen Briefe des großen Königes getragen hatte, und sprach: „Ich begreife jetzt, warum Jedermann in meiner Umgebung die Ankunft der Frau Dauphine beschleuniget. Man glaubt, daß sie sich bloß zu zeigen brauche, auf daß ich ihr Sclave werde, oder von ihrer Familie beherrscht. Meiner Treue, ich kann's wohl erwarten, meine theure Schwiegertochter zu sehen; vorzüglich wenn ihre Ankunft hier neue Sorgen mir veranlassen sollte. Leben wir daher ruhig, möglichst lange ruhig, und um dieß zu bezwecken, halten wir sie unter Weges zurück." „Sie sollte," fuhr der König fort, „Reims und Noyon ohne Aufenthalt passiren, und sogleich nach Compiegne kommen: nun das erste Ceremoniel. Drei Empfangstage zu Reims, und einen, nein, meiner Treue! zwei, pah! drei Festlichkeitstage zu Noyon. Dieß wird immerhin sechs gewonnene Tage geben, sechs gute Tage."

Der König nahm die Feder, und schrieb selbst an Herrn von Stainville den Befehl, drei Tage in Reims und drei Tage in Noyon zu verweilen. Dann ließ er den dienstthuenden Kourier kommen, und sagte zu ihm: „Im gestreckten Galoppe, bis Sie diesen Befehl an seine Adresse

abgegeben haben.“ Dann schrieb er mit der nämlichen Feder:

Liebe Gräfin, wir weisen heute Zamore in seine Gouverneurstelle ein. Ich fahre nach Marly. Heute Abend werde ich Ihnen in Luciennes Alles sagen, was ich in diesem Momente denke.

„Frankreich.“*)

„Da, Lebel,“ sagte er, „überbringen Sie diesen Brief der Gräfin, und halten Sie sich gut mit ihr, es ist ein Rath, den ich Ihnen gebe.“

Der Kammerdiener verbeugte und entfernte sich.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Frau von Béarn.

Der erste Gegenstand aller dieser Wuthausbrüche, der Stein des Anstoßes aller dieser am Hofe gewünschten oder gefürchteten Scandale, die Frau Gräfin von Béarn, reisete, wie Chon es ihrem Bruder sagte, schnell Paris zu.

Diese Reise war das Resultat eines von jenen wundersamen Einfällen, die dem Vicomte Jean in seinen Verlegenheitsmomenten zu Hülfe kamen. Da er unter den Frauen des Hofes die so sehr ersehnte und so nothwendige Vorstellerin nicht zu finden vermochte, weil ohne sie die Vorstellung der Madame Dubarry nicht stattfinden konnte, hatte er die Augen auf die Provinz ge-

*) La France.

worfen, die Stellungen erforscht, die Städte durchsucht, und das, wessen er bedurfte, an den Ufern der Maas, in einem ganz gothischen, aber gut gehaltenen Hause gefunden. Was er suchte, war eine alte Prozeßkrämerin und ein alter Prozeß. Die alte Prozeßkrämerin war die Gräfin von Béarn. Der alte Prozeß war eine Angelegenheit, von welcher ihr ganzes Vermögen abhing, auf die Herr von Maupeou einwirken konnte, seit Kurzem ein Verbündeter von Madame Dubarry; er hatte entdeckt, daß er in einem bisher unbekannten Verwandtschaftsgrade zu ihr stehe, und hieß sie sogleich seine Cousine. Herr von Maupeou hegte, in der Voraussehung der Kanzlerwürde, für die Favoritin allen Eifer einer Freundschaft von gestern, und eines Interesses von übermorgen, einer Freundschaft und eines Interesses, welche bewirkten, daß der König ihn zum Vicekanzler erhob, und der Abkürzung wegen ihn Jedermann den Vice nannte.

Frau von Béarn war wirklich eine alte Prozeßkrämerin, sehr ähnlich der Gräfin von Escarbagnas oder der Frau von Pimbêche, diesen zwei guten Musterbildern jener Zeit, übrigens, wie man sieht, im Besitze eines prächtigen Namens. Behend, mager, eckig, immer behutsam, immer die Augen rollend unter ihren grauen Brauen, wie eine verstörte Katze, hatte Frau von Béarn das Costüm der Frauen ihrer Jugend beibehalten, und da die Mode, wie launenhaft sie auch seyn mag, bisweilen wieder vernünftig zu werden einwilliget, so paßte das Costüm der jungen Mädchen von 1740 als Kleid einer Alten im Jahre 1770. Weite Spitzenstickereien, ein ausgezacktes Mäntelchen, ein ungeheurer Kopfputz,

bodenlose Taschen, ein colossaler Sack, und eine seidene geblümte Halsbinde, dieß war das Costüm, in welchem Chon, die vielgeliebte Schwester und treue Vertraute der Madame Dubarry, Frau von Béarn gefunden hatte, als sie bei ihr unter dem Namen der Mademoiselle Flageot erschien, das heißt: als die Tochter ihres Advokaten.

Die Frau Gräfin trug es, man weiß, daß von dem Costüme die Rede ist, eben sowohl aus Geschmack, als aus Oekonomie. Sie gehörte nicht zu jenen Leuten, die über ihre Armuth erröthen, denn ihre Armuth war nicht ihre Schuld. Nur bedauerte sie, nicht reich zu seyn, um ihrem Sohne ein seines Namens würdiges Vermögen zu hinterlassen, einem ganz provinziellen Jünglinge, schüchtern wie ein junges Mädchen, und weit mehr den Süßigkeiten des materiellen Lebens zugethan, als den Mühen des Rufes. Uebrigens stand es ihr frei, meine Güter jene Güter zu nennen, um welche ihr Advocat mit den Saluces stritt; aber da sie eine Frau von großem Verstande war, fühlte sie wohl, daß wenn sie auf diese Güter borgen wollte, kein Wucherer, und es gab deren damals verwegene in Frankreich, kein Prokurator, deren es zu jeder Zeit sehr abgefäumte giebt, ihr auf diese Bürgschaft irgend etwas leihen, auf diese Zurückgabe nicht die mindeste Summe vorschießen würde. Deßhalb, auf das Einkommen von im Prozesse nicht begriffenen Gütern und deren Erträgnissen beschränkt, floh die Frau Gräfin von Béarn, im Besitze einer Rente von ungefähr tausend Thalern, den Hof, wo man täglich zwölf Livres bloß für den Miethwagen ausgab, der die Frau Rechtsbetreiberin zu den Herren Richtern und zu den Herren

Advocaten schleppte. Sie hatte den Hof vorzüglich geflohen, weil sie verzweifelte, vor vier bis fünf Jahren ihren Act aus dem Fache zu ziehen, wo er seine Reihe erwartete. Heutzutage währen die Prozesse lang, aber wer einen beginnt, kann denn doch hoffen, ohne das Alter eines Patriarchen zu erreichen, ihn enden zu sehen, während ehedem ein Prozeß durch zwei oder drei Generationen fortdauerte, und gleich jenen fabelhaften Pflanzen aus Tausend und Eine Nacht, nur am Schlusse von zwei bis drei Jahrhunderten blühte. Nun aber wollte Frau von Béarn nicht den Rest ihres väterlichen Erbes aufwenden, um die verpfändeten zehn Zwölftel wieder zu bekommen; sie war, wie wir sagten, das, was man zu allen Zeiten eine Frau aus der alten Zeit nennt, nämlich: scharfsinnig, vorsichtig, stark und geizig. Gewiß hätte sie ihre Angelegenheit selbst dirigirt, assignirt, plaidirt und exequirt, besser als irgend ein Procurator, Advocat oder Huissier; aber sie führte den Namen Béarn, und dieser Name stellte vielen Dingen ein Hinderniß entgegen. Daraus erfolgte, daß, von Bedauern und Angst gequält, sehr ähnlich dem göttlichen Achilles, der, in sein Zelt zurückgezogen, tausend Tode litt, wenn jene Trompete schmetterte, bei deren Klange er sich taub stellte, Frau von Béarn tagelang alte Pergamente entzifferte, ihre Augengläser auf der Nase, und Nächte damit zubrachte, in ihrem kattunenen Schlafrocke sich zu drapiren, und mit flatternden grauen Haaren, vor ihrem Kopfpfuhle den Prozeß wegen der von den Saluces zurückgeforderten Erbfolge zu plaidiren, einen Prozeß, den sie immer mit einer Beredsamkeit gewann, mit welcher

sie so zufrieden war, daß sie dieselbe, in gleicher Lage, ihrem Advocaten wünschte.

Man begreift, daß bei solcher Stimmung Chon's Ankunft, die unter dem Namen der Mademoiselle Flageot erschien, der Frau von Béarn eine doppelte Bestürzung verursachte. Der junge Graf war bei der Armee. Man glaubt, was man wünscht. Deßhalb ließ sich Frau von Béarn durch die Erzählung der jungen Frauensperson ganz natürlich ködern. Man konnte jedoch einen leichten Schatten von Verdacht fassen; die Gräfin kannte seit zwanzig Jahren Herrn Flageot; sie hatte ihn zweihundertmal in der Strasse du Petit-Lion-Saint-Sauveur besucht, und auf dem viereckigen Teppiche, der ihr so klein schien für das ungemein große Cabinet, niemals die Augen eines Kindes bemerkt, eingeschult, in den Schachteln der Clienten oder Clientinnen die Mundkügelchen zu suchen. Aber es handelte sich wohl darum, an den Teppich des Proçurators zu denken, es handelte sich wohl darum, das Kind wieder zu finden, das darauf spielen konnte, es handelte sich endlich wohl darum, ihre Erinnerungen zu durchstöbern: Mademoiselle Flageot war Mademoiselle Flageot, und dabei blieb's. Ferner war sie vermählt, und endlich, zur letzten Abwehre eines jeden bösen Gedankens, kam sie nicht eigens nach Verdun, sie traf in Straßburg mit ihrem Manne zusammen.

Vielleicht hätte Frau von Béarn Mademoiselle Flageot nach dem Briefe fragen sollen, der sie bei ihr accredirte; aber wenn ein Vater seine Tochter, seine eigene Tochter, nicht ohne Brief schicken kann, wem wird man dann eine Vertrauensmission übertragen, und dann, überdieß,

worfen, die Stellungen erforscht, die Städte durchsucht, und das, wessen er bedurfte, an den Ufern der Maas, in einem ganz gothischen, aber gut gehaltenen Hause gefunden. Was er suchte, war eine alte Prozeßkrämerin und ein alter Prozeß. Die alte Prozeßkrämerin war die Gräfin von Béarn. Der alte Prozeß war eine Angelegenheit, von welcher ihr ganzes Vermögen abhing, auf die Herr von Maupeou einwirken konnte, seit Kurzem ein Verbündeter von Madame Dubarry; er hatte entdeckt, daß er in einem bisher unbekannten Verwandtschaftsgrade zu ihr stehe, und hieß sie sogleich seine Cousine. Herr von Maupeou hegte, in der Voraussehung der Kanzlerwürde, für die Favoritin allen Eifer einer Freundschaft von gestern, und eines Interesses von übermorgen, einer Freundschaft und eines Interesses, welche bewirkten, daß der König ihn zum Vicekanzler erhob, und der Abkürzung wegen ihn Jedermann den Vice nannte.

Frau von Béarn war wirklich eine alte Prozeßkrämerin, sehr ähnlich der Gräfin von Escarbagnas oder der Frau von Pimbêche, diesen zwei guten Musterbildern jener Zeit, übrigens, wie man sieht, im Besitze eines prächtigen Namens. Behend, mager, eckig, immer behutsam, immer die Augen rollend unter ihren grauen Brauen, wie eine verstörte Katze, hatte Frau von Béarn das Costüm der Frauen ihrer Jugend beibehalten, und da die Mode, wie launenhaft sie auch seyn mag, bisweilen wieder vernünftig zu werden einwilliget, so paßte das Costüm der jungen Mädchen von 1740 als Kleid einer Alten im Jahre 1770. Weite Spitzenstickereien, ein ausgezacktes Mäntelchen, ein ungeheurer Kopfputz,

bodenlose Taschen, ein colossaler Sack, und eine seidene geblümte Halsbinde, dieß war das Costüm, in welchem Chon, die vielgeliebte Schwester und treue Vertraute der Madame Dubarry, Frau von Béarn gefunden hatte, als sie bei ihr unter dem Namen der Mademoiselle Flageot erschien, das heißt: als die Tochter ihres Advokaten.

Die Frau Gräfin trug es, man weiß, daß von dem Costüme die Rede ist, eben sowohl aus Geschmack, als aus Oekonomie. Sie gehörte nicht zu jenen Leuten, die über ihre Armuth erröthen, denn ihre Armuth war nicht ihre Schuld. Nur bedauerte sie, nicht reich zu seyn, um ihrem Sohne ein seines Namens würdiges Vermögen zu hinterlassen, einem ganz provinziellen Jünglinge, schüchtern wie ein junges Mädchen, und weit mehr den Süßigkeiten des materiellen Lebens zugethan, als den Mühen des Rufes. Uebrigens stand es ihr frei, meine Güter jene Güter zu nennen, um welche ihr Advocat mit den Saluces stritt; aber da sie eine Frau von großem Verstande war, fühlte sie wohl, daß wenn sie auf diese Güter borgen wollte, kein Wucherer, und es gab deren damals verwegene in Frankreich, kein Prokurator, deren es zu jeder Zeit sehr abgefäumte giebt, ihr auf diese Bürgschaft irgend etwas leihen, auf diese Zurückgabe nicht die mindeste Summe vorschießen würde. Deßhalb, auf das Einkommen von im Prozesse nicht begriffenen Gütern und deren Erträgnissen beschränkt, floh die Frau Gräfin von Béarn, im Besitze einer Rente von ungefähr tausend Thalern, den Hof, wo man täglich zwölf Livres bloß für den Miethwagen ausgab, der die Frau Rechtsbetreiberin zu den Herren Richtern und zu den Herren

Advocaten schleppte. Sie hatte den Hof vorzüglich geflohen, weil sie verzweifelte, vor vier bis fünf Jahren ihren Act aus dem Fache zu ziehen, wo er seine Reihe erwartete. Heutzutage währen die Prozesse lang, aber wer einen beginnt, kann denn doch hoffen, ohne das Alter eines Patriarchen zu erreichen, ihn enden zu sehen, während ehedem ein Prozeß durch zwei oder drei Generationen fortdauerte, und gleich jenen fabelhaften Pflanzen aus Tausend und Eine Nacht, nur am Schlusse von zwei bis drei Jahrhunderten blühte. Nun aber wollte Frau von Béarn nicht den Rest ihres väterlichen Erbes aufwenden, um die verpfändeten zehn Zwölftel wieder zu bekommen; sie war, wie wir sagten, das, was man zu allen Zeiten eine Frau aus der alten Zeit nennt, nämlich: scharfsinnig, vorsichtig, stark und geizig. Gewiß hätte sie ihre Angelegenheit selbst dirigirt, assignirt, plaidirt und exequirt, besser als irgend ein Procurator, Advocat oder Huissier; aber sie führte den Namen Béarn, und dieser Name stellte vielen Dingen ein Hinderniß entgegen. Daraus erfolgte, daß, von Bedauern und Angst gequält, sehr ähnlich dem göttlichen Achilles, der, in sein Zelt zurückgezogen, tausend Tode litt, wenn jene Trompete schmetterte, bei deren Klange er sich taub stellte, Frau von Béarn tagelang alte Pergamente entzifferte, ihre Augengläser auf der Nase, und Nächte damit zubrachte, in ihrem kattunenen Schlafrocke sich zu drapiren, und mit flatternden grauen Haaren, vor ihrem Kopfpfuhle den Prozeß wegen der von den Saluces zurückgeforderten Erbfolge zu plaidiren, einen Prozeß, den sie immer mit einer Beredsamkeit gewann, mit welcher

sie so zufrieden war, daß sie dieselbe, in gleicher Lage, ihrem Advocaten wünschte.

Man begreift, daß bei solcher Stimmung Chon's Ankunft, die unter dem Namen der Mademoiselle Flageot erschien, der Frau von Béarn eine doppelte Bestürzung verursachte. Der junge Graf war bei der Armee. Man glaubt, was man wünscht. Deßhalb ließ sich Frau von Béarn durch die Erzählung der jungen Frauensperson ganz natürlich födern. Man konnte jedoch einen leichten Schatten von Verdacht fassen; die Gräfin kannte seit zwanzig Jahren Herrn Flageot; sie hatte ihn zweihundertmal in der Strasse du Petit-Lion-Saint-Sauveur besucht, und auf dem viereckigen Teppiche, der ihr so klein schien für das ungemein große Cabinet, niemals die Augen eines Kindes bemerkt, eingeschult, in den Schachteln der Clienten oder Clientinnen die Mundkügelchen zu suchen. Aber es handelte sich wohl darum, an den Teppich des Proçurators zu denken, es handelte sich wohl darum, das Kind wieder zu finden, das darauf spielen konnte, es handelte sich endlich wohl darum, ihre Erinnerungen zu durchstöbern: Mademoiselle Flageot war Mademoiselle Flageot, und dabei blieb's. Ferner war sie vermählt, und endlich, zur letzten Abwehre eines jeden bösen Gedankens, kam sie nicht eigens nach Verdun, sie traf in Straßburg mit ihrem Manne zusammen.

Vielleicht hätte Frau von Béarn Mademoiselle Flageot nach dem Briefe fragen sollen, der sie bei ihr accredirte; aber wenn ein Vater seine Tochter, seine eigene Tochter, nicht ohne Brief schicken kann, wem wird man dann eine Vertrauensmission übertragen, und dann, überdieß,

wozu solche Besorgnisse? Was beabsichtigte ein solcher Verdacht? Zu welchem Zwecke sechszig Meilen zurücklegen, um ein solches Mährchen aufzutischen? Wenn sie reich gewesen wäre, wenn sie, wie die Frau eines Banquiers, eines Generalpächters oder eines Finanzpächters, Equipagen, Tafelgeschirr und Diamanten hätte mitnehmen können, so würde sie glauben gekonnt haben, daß es ein von Dieben angesponnenes Complott sey. Aber Frau von Béarn lachte sehr, wenn sie bisweilen an die Enttäuschungen dachte, welche Diebe empfinden dürften, die schlecht genug unterrichtet wären, an sie zu denken. Daher, nach dem Verschwinden Chon's mit ihrer bürgerlichen Toilette, mit ihrem schlechten kleinen einspännigen Cabriolette, das sie auf der vorletzten Post gegen Zurücklassen ihres Wagens genommen hatte, stieg auch Frau von Béarn, überzeugt, daß die Zeit gekommen sey, ein Opfer zu bringen, in einen alten Wagen, und trieb die Postillione dergestalt an, daß sie Lachaussée eine Stunde früher, als die Dauphine passirte, und an der Barrière Saint-Denis kaum fünf bis sechs Stunden nach der Mademoiselle Dubarry ankam.

Da die Reisende sehr wenig Gepäck hatte, und das Dringendste für sie war, Erkundigungen einzuziehen, ließ Frau von Béarn ihren Wagen in der Straße du Petit-Lion an der Thüre des Herrn Flageot halten. Dieß geschah nicht, wie man sich wohl denken kann, ohne daß eine ansehnliche Zahl von Neugierigen, und die Pariser sind es Alle, vor dieser ehrwürdigen Kutsche stehen blieben, die aus den Ställen Heinrich IV. zu kommen schien, an dessen Lieblingswagen sie durch ihre Solidität, durch ihre

monumentale Bauart und ihre Vorhänge von schnecken-förmig zusammengerolltem Leder erinnerte, die mit gräßlichem Schrillen auf einer Stange von grünlichem Kupfer sich hinschoben. Die Straße du Petit-Lion ist nicht breit. Frau von Béarn füllte sie majestätisch aus, und befahl den Postillonen nach der Bezahlung, den Wagen in den Gasthof zu führen, wo sie gewöhnlich abzusteigen pflegte, nämlich zum krähenden Hahne, Straße Saint-Germain-des-Prés. Sie stieg, an dem schmierigen Stricke sich haltend, die finstere Treppe des Herrn Flageot hinauf: es herrschte da eine Kühle, welche der Alten, durch die Eile und Hitze des Weges ermüdet, nicht mißfiel.

Meister Flageot zog, als seine Magd, Margarethe, die Frau Gräfin von Béarn meldete, sein Beinkleid wieder hinauf, das er wegen der Hitze sehr tief hatte fallen lassen, stülpte auf seinen Kopf eine Perücke, die man ihm stets auf Griffweite postirte, und zog einen Schlafrock von Basin*) an, der neben ihm lag. Also geschmückt, näherte er sich lächelnd der Thüre. Aber durch dieses Lächeln brach eine so ausgeprägte Schattirung von Erstaunen, daß die Gräfin sich für verpflichtet hielt, zu ihm zu sagen: „Nun denn, wie, mein lieber Herr Flageot, ich bin's."

„Ja doch," antwortete Herr Flageot, „ich seh' es wohl, Frau Gräfin."

Dann führte der Advocat, züchtig seinen Schlafrock schließend, sie zu einem ledernen Lehnstuhle, in den

*) Eine Art feiner Barchent. D. Ueb.

lichtesten Winkel des Cabinetes, indem er sie dabei vorsichtig von den Papieren seines Schreibtisches entfernte, da er sie als neugierig kannte. „Wollen Sie mir nun wohl erlauben, Madame,“ sagte Meister Flageot galant, „mich einer so angenehmen Ueberraschung zu erfreuen.“

In diesem Momente hob Frau von Béarn, in ihrem Armstuhle zurückgelehnt, die Füsse auf, um zwischen dem Boden und ihren Schuhen von broschirtem Atlasse den nöthigen Zwischenraum für den Durchzug eines ledernen Polsters zu lassen, welchen Margarethe vor sie hinstellte. Sie richtete sich rasch wieder auf. „Wie, überrascht?“ fragte sie, ihre Nase mit ihren Augengläsern kneiffend, die sie so eben aus ihrem Futteral gezogen hatte, um Herrn Flageot besser zu sehen.

„Ohne Zweifel; ich glaubte, Sie seyen auf Ihren Gütern, Madame,“ antwortete der Advokat, von einer liebenswürdigen Schmeichelei Gebrauch machend, um die drei Morgen Küchengarten der Frau von Béarn zu betiteln.

„Wie Sie sehen, war ich dort; aber auf Ihr erstes Zeichen verließ ich sie.“

„Auf mein erstes Zeichen?“ fragte der Advokat erstaunt.

„Auf Ihr erstes Wort, auf Ihre erste Nachricht, auf Ihren ersten Rath, kurz, wie Sie wollen.“

Die Augen des Herrn Flageot wurden so groß, wie die Augengläser der Gräfin.

„Ich hoffe, daß ich eilig gereiset bin,“ fuhr diese fort, „und daß Sie mit mir zufrieden seyn dürfen.“

„Entzückt, Madame, wie immer; aber erlauben Sie

mir], Ihnen zu sagen, daß ich durchaus nicht einsehe, auf welche Art ich dabei zu thun habe."

„Wie!" fragte die Gräfin, „was Sie zu thun haben? Alles, oder vielmehr Sie haben Alles gethan."

„Ich?"

„Gewiß, Sie... Wohlan, wir haben also Neues hier?"

„O! ja, Madame; man sagt, daß der König hinsichtlich des Parlamentes einen Staatsstreich brütet. — Doch, dürfte ich Ihnen nicht irgend eine Erfrischung anbieten?"

„Es handelt sich wohl um den König, es handelt sich wohl um einen Staatsstreich!"

„Um was handelt es sich's denn, Madame?"

„Es handelt sich um meinen Prozeß. In Bezug auf meinen Prozeß fragte ich Sie, ob es nichts Neues gebe."

„O! was diesen betrifft," versetzte Herr Flageot, traurig den Kopf schüttelnd, „da giebt's nichts, durchaus nichts."

„Das heißt: nichts..."

„Nein, nichts."

„Nichts, seitdem Ihre Mademoiselle Tochter mit mir gesprochen hat. Nun aber, da sie vorgestern mit mir sprach, begreife ich, daß es seit jenem Momente nichts besonders Neues giebt."

„Meine Tochter, Madame?"

„Ja."

„Sie sagten: meine Tochter?"

„Gewiß, Ihre Tochter, jene, die Sie zu mir schickten."

„Um Vergebung, Madame," erwiederte Herr Flageot,

„aber es ist unmöglich, daß ich meine Tochter zu Ihnen schickte.“

„Unmöglich!“

„Aus einem unendlich einfachen Grunde, nämlich: weil ich keine habe.“

„Wissen Sie es gewiß?“ fragte die Gräfin.

„Madame,“ antwortete Herr Flageot, „ich habe die Ehre, ein Hagestolz zu seyn.“

„Gehen Sie doch!“ sagte die Gräfin.

Herr Flageot wurde besorgt; er rief Margarethen, damit sie die der Gräfin angebotenen Erfrischungen bringen, und vorzüglich, damit sie die Gräfin überwachen solle. „Die arme Frau!“ dachte er, „es wird ihr im Kopfe spucken.“

„Wie,“ fragte die Gräfin, „Sie haben keine Tochter?“

„Nein, Madame.“

„Eine in Straßburg verheirathete Tochter?“

„Nein, Madame, nein, tausendmal nein.“

„Und Sie beauftragten dieses Mädchen nicht,“ fuhr die Gräfin fort, auf ihrer Idee beharrend, „mir gelegentlich die Nachricht zu bringen, daß mein Prozeß an die Reihe komme?“

„Nein.“

Die Gräfin prallte von ihrem Lehnstuhle auf, und schlug mit ihren beiden Händen ihre beiden Knie.

„Trinken Sie ein wenig, Frau Gräfin,“ sagte Herr Flageot, „es wird Ihnen gut thun.“ Zu gleicher Zeit gab er Margarethen ein Zeichen, die zwei Gläser Bier auf einer Platte brachte; aber die alte Dame fühlte keinen Durst mehr; sie stieß die Platte und die Gläser so

ungestüm zurück, daß Mademoiselle Margarethe, die im Hause einige Privilegien zu genießen schien, dadurch gekränkt wurde.

„Nun, nun,“ sagte die Gräfin, indem sie Herrn Flageot unter ihren Augengläsern hervor anschaute, „erklären wir uns ein wenig, wenn es Ihnen beliebt.“

„Gerne,“ antwortete Herr Flageot; „bleiben Sie da, Margarethe, Madame wird vielleicht bald zu trinken geneigt seyn; erklären wir uns.“

„Ja, erklären wir uns, wenn es Ihnen gefällig ist, denn Sie sind heute unbegreiflich, mein lieber Herr Flageot, man sollte meinen, auf mein Wort, daß seit der Hitze der Kopf Ihnen schwindle.“

„Erzürnen Sie sich nicht, Madame,“ entgegnete der Advokat, indem er seinen Lehnstuhl auf den beiden Hinterfüßen manövriren ließ, um sich von der Gräfin zu entfernen, „erzürnen Sie sich nicht, und sprechen wir.“

„Ja, sprechen wir. Sie sagen, daß Sie keine Tochter haben, Herr Flageot.“

„Nein, Madame, und ich bedauere es recht sehr, weil Ihnen dieß angenehm schiene, obwohl...“

„Obwohl?“ wiederholte die Gräfin.

„Obwohl mir ein Knabe lieber wäre; die Knaben gedeihen besser, oder vielmehr arten in unserer Zeit weniger aus.“

Frau von Béarn faltete die beiden Hände mit einer tiefen Besorgniß. „Wie?“ fragte sie, „Sie ließen mich nicht durch irgend eine Schwester, Nichte oder Cousine nach Paris entbieten?“

„Ich dachte nie daran, Madame, da ich weiß, wie kostspielig der Aufenthalt in Paris ist.“

„Aber mein Prozeß?“

„Ich behalte mir vor, Sie auf dem Laufenden zu halten, wenn er an die Reihe kommen wird, Madame.“

„Wie, wenn er an die Reihe kommen wird?“

„Ja.“

„Er ist also nicht an die Reihe gekommen?“

„Meines Wissens nicht, Madame.“

„Mein Prozeß wurde also nicht vorgerufen?“

„Nein.“

„Und es ist auch keine Rede von einer nahen Vornahme?“

„Nein, Madame, mein Gott, nein!“

„Dann trieb man sein Spiel mit mir,“ rief die alte Dame aufstehend aus, „man machte sich auf eine nichtswürdige Weise über mich lustig.“

Herr Flageot hißte seine Perücke auf seine Stirne hinauf, indem er murmelte: „Ich fürchte, daß es wohl so seyn möge, Madame.“

„Meister Flageot!“ rief die Gräfin aus.

Der Advokat prallte von seinem Stuhle auf, und gab Margarethen ein Zeichen, die sich bereit hielt, ihrem Gebieter beizustehen.

„Meister Flageot,“ fuhr die Gräfin fort, „ich werde diese Demüthigung nicht dulden, und mich an den Herrn Polizeilieutenant wenden, damit man die Plaudertasche wieder finde, die mir diesen Schimpf angethan hat.“

„Puh!“ erwiederte Herr Flageot, „das ist sehr weit aussehend!“

„Ist sie einmal gefunden,“ fuhr die Gräfin vom Zorne hingerissen fort, „so werde ich Klage stellen.“

„Wieder einen Prozeß,“ sagte der Advokat traurig.

Diese Worte machten, daß die Prozeßkrämerin von der Höhe ihrer Wuth herabfiel: der Sturz war hart.

„Ach!“ sagte sie, „ich kam so freudenvoll an!“

„Aber was sagte Ihnen denn diese Frau, Madame?“

„Zuvörderst, daß sie von Ihnen beauftragt komme.“

„Schändliche Ränkeschmiedin!“

„Und sie meldete mir in Ihrem Namen die Vorrufung meines Prozesses; sie war nahe bevorstehend; ich konnte nicht genug eilen, oder ich riskirte, zu spät zu kommen.“

„Ach!“ wiederholte Herr Flageot seinerseits, „wir sind weit entfernt, vorgerufen zu werden, Madame.“

„Wir sind vergessen, nicht wahr?“

„Vergessen, eingegraben, verscharrt, Madame, und ohne ein Wunder, und Sie wissen es, die Wunder sind selten . . .“

„O! ja,“ murmelte die Gräfin seufzend.

Herr Flageot antwortete mit einem zweiten Seufzer, nach jenem der Gräfin modulirt.

„Nun, Meister Flageot,“ fuhr Frau von Béarn fort, „soll ich Ihnen etwas sagen?“

„Sprechen Sie, Madame.“

„Ich werde es nicht überleben.“

„O! was dieß betrifft, hätten Sie Unrecht.“

„Mein Gott! mein Gott!“ sagte die arme Gräfin, „meine Kraft ist erschöpft.“

„Muth, Madame, Muth,“ mahnte Flageot.

„Wissen Sie mir denn keinen Rath zu geben?“

„O! allerdings: den Rath, auf Ihre Güter zurückzukehren, und fortan Jenen nicht mehr zu glauben, die in meinem Namen ohne etwas Schriftliches von mir zu Ihnen kommen werden.“

„Ich werde wohl auf meine Güter zurückkehren müssen.“

„Dieß wird klug seyn.“

„Aber glauben Sie mir, Herr Flageot,“ seufzte die Gräfin, „wir werden uns nicht mehr sehen, wenigstens auf dieser Welt.“

„Welche Bosheit!“

„Ich habe also sehr grausame Feinde?“

„Es ist ein Streich von den Saluces, ich wollte darauf schwören.“

„Jedenfalls ist der Streich sehr kleinlich.“

„Ja, er ist schwach,“ erwiederte Herr Flageot.

„O! die Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit!“ rief die Gräfin aus; „mein lieber Herr Flageot, sie ist die Höhle des Cacus. *)

„Warum?“ versetzte dieser, „weil die Gerechtigkeit nicht mehr sie selbst ist, weil man das Parlament bearbeitet, weil Herr von Maupeou Kanzler werden wollte, anstatt Präsident zu bleiben.“

„Herr Flageot, jetzt möchte ich wohl trinken.“

„Margarethe!“ rief der Advokat.

---

*) Ein Sohn des Vulcanus und Straßenräuber in Italien, der dem Hercules Rinder stahl, aber von ihm erschlagen wurde.

D. Ueb.

Margarethe trat wieder ein. Sie war hinausgegangen, als sie die friedliche Wendung sah, welche das Gespräch nahm. Sie trat wieder ein, sagen wir, die Platte und die beiden Gläser haltend, die sie fortgetragen hatte. Frau von Béarn trank langsam ihr Glas Bier, nachdem sie ihren Advokaten mit dem Anstossen an seinen Becher beehrt hatte; dann ging sie nach einer traurigen Verbeugung und nach einem noch traurigeren Abschiede in das Vorzimmer. Herr Flageot folgte ihr, seine Perücke in der Hand. Frau von Béarn war auf dem Treppenabsatze, und suchte bereits den Strick, der zum Geländer diente, als eine Hand sich auf die ihrige legte, und ein Kopf ihre Brust streifte. Diese Hand und dieser Kopf gehörten einem Schreiber, der vierweise die steilen Stufen der Treppe erstieg. Die alte Gräfin ordnete brummend und fluchend ihre Röcke, und stieg fortwährend hinunter, während der Schreiber nun auch auf dem Treppenabsatze angekommen, die Thüre aufdrückte, indem er mit der freien und freudigen Stimme der Mitglieder des Parlamentsschreibergerichtes *) aller Zeiten ausrief: „Hier, Meister Flageot, da ist etwas in Betreff des Prozesses Béarn."

Und er reichte ihm ein Papier. Bei diesem Namen wieder hinaufsteigen, den Schreiber wegdrängen, sich auf Meister Flageot stürzen, ihm das Papier entreißen, den

*) **Basochiens**, von **Basoche**, der Benennung jenes Tribunals, welches die Schreiber des Parlaments in Paris zur Erledigung der zwischen ihnen eintretenden verschiedenen Vorkommnisse einführten.

D. Ueb.

Advokaten in seinem Cabinete blokiren, dieß war's, was die alte Gräfin gethan hatte, bevor noch der Schreiber zwei Ohrfeigen faßte, welche ihm Margarethe als hurtige Antwort auf zwei Küsse abfliegen ließ, oder abfliegen zu lassen schien.

„Wohlan," rief die alte Dame aus, „was steht denn da d'rin, Meister Flageot?"

„Meiner Treue, ich weiß es noch nicht, Frau Gräfin, aber wenn Sie mir das Papier zurückgeben werden, will ich es Ihnen sagen."

„Es ist wahr, mein guter Herr Flageot, lesen Sie, lesen Sie schnell."

Dieser schaute die Unterschrift des Schreibens an. „Es ist von Meister Guildou, unserm Procurator," — sagte er.

„Ah! mein Gott!"

„Er fordert mich auf," fuhr Meister Flageot mit steigendem Erstaunen fort, „mich bereit zu halten, am Dienstage zu plaidiren, da unsere Angelegenheit vorgerufen ist."

„Vorgerufen!" rief die Gräfin aufspringend, „vorgerufen! Ah, nehmen Sie sich in Acht, Herr Flageot, treiben wir dießmal keinen Scherz, ich könnte mich nicht mehr davon erholen."

„Madame," entgegnete Meister Flageot, „von der Nachricht ganz betäubt, „wenn Jemand Scherz treibt, so kann es nur Herr Guildou seyn, und dieß wäre das Erstemal in seinem Leben."

„Aber ist wohl auch dieses Schreiben von ihm?"

„Er hat unterzeichnet: Guildou, sehen Sie."

„Es ist wahr! ... von diesem Morgen an vorgerufen, am Dienstage plaidirt. Ah! Meister Flageot, jene Dame, die mich besuchte, war also keine Ränkeschmiedin?“

„Nein, wie es scheint.“

„Aber weil sie mir nicht von Ihnen geschickt war? Wissen Sie es gewiß, daß sie mir nicht von Ihnen geschickt wurde?“

„Pardieu! ob ich es gewiß weiß!“

„Von wem war sie mir also geschickt?“

„Ja, von wem?“

„Denn im Grunde wurde sie doch von Jemanden geschickt.“

„Da steht mir der Verstand stille.“

„Mir geht er aus. Ah, lassen Sie mir das Schreiben noch einmal lesen, mein lieber Herr Flageot: vorgerufen, plaidirt, das steht geschrieben: plaidirt vor dem Herrn Präsidenten Maupeou.“

„Teufel! dieß steht darin?“

„Allerdings.“

„Das ist fatal!“

„Warum?“

„Weil der Herr Präsident Maupeou ein großer Freund der Saluces ist.“

„Sie wissen es?“

„Er steckt immer bei ihnen.“

„Gut, da sind wir in einer größeren Verlegenheit, als jemals. Ich habe Unglück.“

„Und dennoch,“ sagte Meister Flageot, „läßt sich nichts sagen, man muß ihn besuchen.“

„Aber er wird mich schrecklich empfangen."

„Das ist wahrscheinlich."

„Ah! Meister Flageot, was sagen Sie mir da?"

„Die Wahrheit, Madame."

„Wie! Nicht nur verlieren Sie den Muth, sondern Sie rauben mir auch jenen, den ich besaß."

„Bei Herrn von Maupeou kann Ihnen nichts Gutes begegnen."

„In solchem Grade verzagt, Sie, ein Cicero!"

„Cicero hätte den Prozeß der Ligarier verloren, wenn er in Gegenwart von Verres, anstatt in jener von Cäsar plaidirt haben würde," antwortete Herr Flageot, der sonst nichts Bescheidenes zu antworten wußte, um die ausgezeichnete Ehre abzulehnen, welche ihm seine Clientin so eben erwiesen hatte."

„Sie rathen mir also, ihn nicht zu besuchen?"

„Gott verhüte, Madame, daß ich Ihnen eine solche Unregelmäßigkeit rathe, nur beklage ich Sie, zu einer solchen Unterredung gezwungen zu seyn."

„Sie sprechen da mit mir, Herr Flageot, wie ein Soldat, der von seinem Posten zu desertiren gedenkt. Man sollte meinen, daß Sie sich fürchteten, diesen Prozeß zu übernehmen."

„Madame," antwortete der Advokat, „ich habe in meinem Leben einige verloren, die eine bessere Aussicht hatten, gewonnen zu werden, als dieser."

Die Gräfin seufzte, raffte aber ihre ganze Energie zusammen. „Ich werde bis an's Ziel gehen," sagte sie mit einer Art von Würde, welche sogleich mit der komischen Physiognomie dieser Unterredung contrastirte; „man

soll nicht sagen, daß ich, im Besitze des Rechtes, vor der Cabale zurückwich. Ich werde meinen Prozeß verlieren, aber den Pflichtvergessenen die Stirne einer Frau von Stande gezeigt haben, wie deren nicht viele am jetzigen Hofe übrig sind. Geben Sie mir den Arm, Herr Flageot, um mich zu Ihrem Vicekanzler zu begleiten?"

„Madame," entgegnete Herr Flageot, gleichfalls seine ganze Würde zu Hülfe rufend, „Madame, wir Oppositionsmitglieder des Parlaments von Paris haben geschworen, außer den Gerichtssitzungen in keine Beziehungen mehr zu jenen zu treten, welche in der Angelegenheit des Herrn von Aiguillon die Parlamente verlassen haben. Einigkeit giebt Kraft, und da Herr von Maupeou in dieser ganzen Angelegenheit lavirte, darob wir uns über ihn zu beklagen haben, werden wir in unsern Lagern bleiben, bis er eine Farbe aufgepflanzt hat."

„Mein Prozeß fällt in einen schlimmen Zeitpunkt, wie ich sehe," seufzte die Gräfin: „mit ihren Richtern hadernde Advokaten, mit ihren Clienten hadernde Richter... Gleichviel, ich werde ausharren."

„Gott stehe Ihnen bei, Madame," versetzte der Advokat, seinen Schlafrock über seinen linken Arm werfend, wie es ein römischer Senator mit seiner Toga gemacht hätte.

„Das ist ein trauriger Advokat," murmelte Frau von Béarn bei sich. „Ich fürchte, mit ihm vor dem Parlamente weniger Aussicht zu haben, als ich zu Hause vor meinem Kopfpfühle hatte." Dann fuhr sie ganz laut, und mit einem Lächeln fort, unter dem sie ihre

Besorgniß zu verbergen suchte: „Adieu, Meister Flageot, studiren Sie den Prozeß gut, ich bitte Sie, man weiß nicht, was sich ereignen kann.“

„O! Madame,“ erwiederte Meister Flageot, „die Vertheidigungsrede setzt mich nicht in Verlegenheit. Sie wird schön seyn, glaub' ich, um so schöner, als ich schreckliche Anspielungen in sie zu verweben gedenke.“

„Auf was, mein Herr, auf was?“

„Auf die Verderbtheit von Jerusalem, Madame, das ich mit den verfluchten Städten vergleichen, und auf welche ich das Feuer vom Himmel herabrufen werde. Sie begreifen, Madame, daß Jedermann es verstehen, und Jerusalem... Versailles seyn wird.“

„Herr Flageot,“ rief die alte Dame aus, „compromittiren Sie sich nicht, oder vielmehr compromittiren Sie meinen Prozeß nicht!“

„Ei, Madame, bei Herrn von Maupeou ist Ihr Prozeß verloren; es handelt sich also nur noch darum, ihn vor unsern Zeitgenossen zu gewinnen, und da man uns Gerechtigkeit versagt, wollen wir Scandal machen!“

„Herr Flageot...“

„Madame, seyen wir Philosophen... donnern wir!“

„Der Teufel donnere Dich, geh!“ brummte die Gräfin, „boshafter Rabulist, der Du in allem dem nur ein Mittel siehst, in Deine philosophischen Fetzen Dich zu drapiren. Ich will zu Herrn von Maupeou gehen, der kein Philosoph ist, und mit dem ich vielleicht leichter fertig werde, als mit Dir!“

Und die alte Gräfin verließ Herrn Flageot, und entfernte sich aus der Straße du Petit-Lion-Saint-

Sauveur, nachdem sie in zwei Tagen die ganze Stufenleiter der Hoffnungen und Enttäuschungen beschritten hatte.

Dreißigstes Kapitel.

Der Vice.

Die alte Gräfin zitterte an allen ihren Gliedern, als sie sich zu Herrn von Maupeou begab. Unterweges war jedoch ein Gedanke in ihr aufgetaucht, geeignet, sie zu beruhigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde die vorgerückte Zeit dem Herrn von Maupeou nicht gestatten, sie zu empfangen, und sie sich begnügen, dem Thürsteher ihren baldigen Besuch zu verkünden. In der That konnte es sieben Uhr Abends seyn, und obwohl es noch Tag war, unterbrach doch die bereits unter dem Adel verbreitete Gewohnheit, um vier Uhr zu diniren, im Allgemeinen jedes Geschäft vom Diné bis zum andern Tage. Frau von Béarn, welche sehnlich den Vicekanzler zu treffen wünschte, war jedoch durch den Gedanken getröstet, daß sie ihn nicht treffen würde. Dieß ist einer von jenen häufigen Widersprüchen des menschlichen Geistes, die man immer begreifen wird, ohne sie jemals zu erklären. Die Gräfin erschien also, indem sie darauf rechnete, vom Thürsteher abgewiesen zu werden. Sie hatte einen Dreiliversthaler in Bereltschaft gesetzt, um den Cerberus zu besänftigen, und ihn zu vermögen, sie in das Verzeichniß der gesuchten Audienzen einzutragen.

Dem Hôtel gegenüber angekommen, fand sie den Thürsteher im Gespräche mit einem Huissier, der ihm eine Weisung zu geben schien. Sie wartete bescheiden, aus Furcht, daß ihre Anwesenheit die beiden Sprechenden stören möchte; aber als der Huissier sie in ihrem Miethwagen erblickte, entfernte er sich. Der Thürsteher näherte sich nun dem Wagen, und fragte nach dem Namen der Rechtsbetreiberin.

„O! ich weiß," sagte sie, „daß ich wahrscheinlich nicht die Ehre haben werde, Seine Excellenz zu sehen."

„Gleichviel, Madame," antwortete der Thürsteher, „erweisen Sie mir immerhin die Ehre, mir zu sagen, wie Sie heißen."

„Gräfin von Béarn," antwortete sie.

„Monseigneur sind im Hôtel," versetzte der Thürsteher.

„Wie beliebt?" fragte Frau von Béarn höchst erstaunt.

„Ich sagte, daß Monseigneur im Hôtel sind," wiederholte jener.

„Aber ohne Zweifel empfangen Monseigneur nicht."

„Dieselben werden die Frau Gräfin empfangen," äußerte der Thürsteher.

Frau von Béarn stieg aus, unkundig, ob sie schlafe oder wache. Der Schweizer zog eine Klingelschnur, worauf eine Glocke zweimal tönte. Der Huissier erschien auf der Freitreppe, und der Thürsteher gab der Gräfin ein Zeichen, daß sie eintreten könnte.

„Sie wollen mit Monseigneur sprechen, Madame?" fragte der Huissier.

„Das heißt, mein Herr, ich wünschte diese Gunst, ohne zu wagen, sie zu hoffen.“

„Folgen Sie mir gefälligst, Frau Gräfin.“

„Man sprach so viel Schlimmes von diesem Beamten!“ dachte die Gräfin, dem Huissier folgend; „er besitzt jedoch eine große Eigenschaft, nämlich zu jeder Stunde zugänglich zu seyn. Ein Kanzler! . . . das ist sonderbar.“

Immer fortgehend, bebte sie bei dem Gedanken, einen um so unfreundlicheren, um so widerwärtigeren Mann zu finden, als er sich dieses Privilegium durch beharrliche Pflichterfüllung gab. Herr von Maupeou, unter einer großen Perücke vergraben, und mit einem Kleide von schwarzem Sammet angethan, arbeitete in einem Cabinete bei offenen Thüren. Die Gräfin warf eintretend einen raschen Blick um sich, sah aber mit Erstaunen, daß sie allein war, und daß kein anderes Gesicht, als das ihrige, und jenes des magern, gelben und beschäftigten Kanzlers, in den Spiegeln widerstrahlte. Der Huissier meldete die Frau Gräfin von Béarn. Herr von Maupeou erhob sich ganz steif, und stand mit der nämlichen Bewegung an den Kamin gelehnt da. Frau von Béarn machte die drei herkömmlichen Verneigungen. Das kleine Compliment, welches auf die Verneigungen folgte, war ein wenig verlegen. Sie war auf die Ehre nicht gefaßt... sie glaubte nicht, daß ein so beschäftigter Minister den Muth hätte, seine Ruhestunden zu opfern. Herr von Maupeou versetzte, daß die Zeit für die Unterthanen Seiner Majestät des Königs nicht minder kostbar sey, als für die Minister desselben, daß man

jedoch auch einen Unterschied zwischen eiligen Leuten machen müsse, er folglich immer seine beste Muße jenen weihe, die diese Auszeichnungen verdienen. Neue Verneigungen der Frau von Béarn, dann verlegenes Schweigen, denn hier mußten die Complimente aufhören, und die Bitten anfangen. Herr von Maupeou wartete, das Kinn sich streichelnd.

„Monseigneur," sagte die Prozeßkrämerin, „ich wollte mich zu Eurer Excellenz verfügen, um Ihnen eine wichtige Angelegenheit, von welcher mein ganzes Vermögen abhangt, gehorsamst auseinanderzusetzen."

Herr von Maupeon machte mit dem Kopfe ein leichtes Zeichen, welches sagen wollte: „Sprechen Sie!"

„Monseigneur werden wohl wissen, „fuhr sie fort, daß mein ganzes Vermögen, oder vielmehr jenes meines Sohnes, bei dem Prozesse betheiliget ist, den ich in diesem Momente gegen die Familie Saluces führe."

Der Vicekanzler fuhr fort, sich das Kinn zu streicheln.

„Aber Ihre Gerechtigkeitsliebe ist mir so wohl bekannt, Monseigneur, daß ich, obgleich ich die Theilnahme ich möchte sogar sagen: die Freundschaft kenne, welche Eure Excellenz für meine Gegenpartei hegen, keinen Augenblick gezögert habe, zu kommen, um Eure Excellenz zu bitten, mich anzuhören."

Herr von Maupeou konnte sich nicht enthalten, zu lächeln, als er seine Gerechtigkeitsliebe loben hörte; dieß glich zu sehr den apostolischen Tugenden von Dubois, dem man fünfzig Jahre früher ebenfalls über seine Tugenden Complimente machte. „Frau Gräfin," sagte er, „Sie sagen mit Recht, daß ich Freund der Saluces bin;

aber Sie glauben auch mit Recht, daß ich, die Siegel übernehmend, jede Freundschaft abgelegt habe. Ich werde Ihnen also, ferne von jeder besondern vorgefaßten Meinung, antworten, wie es dem obersten Chef der Justiz geziemt."

„O! Monseigneur, seyen Sie gepriesen!" rief die alte Gräfin aus.

„Ich prüfe also Ihren Prozeß als einfacher Rechtsverständiger," fuhr der Kanzler fort.

„Und ich danke Euer Excellenz dafür, die Sie in solcher Beziehung so bewandert sind."

„Ihr Prozeß kommt bald vor, glaub' ich?"

„Er ist für die nächste Woche vorgerufen, Monseigneur."

„Was wünschen Sie nun?"

„Daß Eure Excellenz von dem Acte Einsicht nehmen mögen."

„Das ist geschehen."

„Nun denn," fragte zitternd die alte Gräfin, „was halten Monseigneur davon?"

„Von Ihrem Prozesse?"

„Ja."

„Ich halte davon, daß nicht der mindeste Zweifel zu hegen ist."

„Wie so? Daß ich ihn gewinne?"

„Nein, daß Sie ihn verlieren."

„Monseigneur sagen, daß ich meinen Prozeß verlieren werde?"

„Unzweifelhaft. Ich werde Ihnen also einen Rath geben."

„Welchen?“ fragte die Gräfin mit einer letzten Hoffnung.

„Den Rath: daß Sie, wenn Sie nach abgeurtheiltem Prozesse, nach erlassenem Bescheide, irgend eine Zahlung zu leisten haben ...“

„Nun denn?“

„Nun denn ... Ihre Fonds bereit halten.“

„Aber dann sind wir ruinirt, Monseigneur.“

„Ei, Sie begreifen, Frau Gräfin, daß die Justiz auf solche Arten von Erwägungen nicht eingehen kann.“

„Dennoch, Monseigneur, steht neben der Gerechtigkeit das Mitleiden.“

„Gerade aus diesem Grunde, Frau Gräfin, hat man die Gerechtigkeit blind dargestellt.“

„Eure Excellenz werden mir doch einen Rath nicht versagen?“

„Ei, verlangen Sie ihn. Von welcher Art soll er seyn?“

„Gibt es kein Mittel, einen Vergleich zu treffen, ein milderes Erkenntniß zu erwirken?“

„Kennen Sie keinen von Ihren Richtern?“ fragte der Vicekanzler.

„Keinen, Monseigneur.“

„Das ist fatal! Die Herren von Saluces stehen mit drei Viertheilen des Parlaments in Verbindung.“

Die Gräfin bebte.

„Bemerken Sie wohl,“ fuhr der Vicekanzler fort, daß dieß in der Hauptsache nichts zu sagen hat; denn ein Richter läßt sich nicht von Privateinflüssen fortreißen.“

Dieß war eben so wahr, als die Gerechtigkeitsliebe des Vicekanzlers, und die famosen apostolischen Tugengenden von Dubois. Die Gräfin wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

„Im Grunde," fuhr der Kanzler fort, „denkt der Richter, nach Bewahrung der Integrität, mehr an seinen Freund, als an einen Gleichgültigen; dieß ist zu billigen, wenn es gerecht ist, und da es gerecht seyn wird, daß Sie Ihren Prozeß verlieren, Madame, wird man Ihnen die Folgen davon so unangenehm als möglich machen können."

„Aber was Eure Excellenz zu sagen mir die Ehre erweisen, ist schrecklich."

„Was mich betrifft," sprach Herr von Maupeou weiter, „denken Sie ja, daß ich mich enthalten werde; ich habe den Richtern nichts einzureden, und da ich selbst nicht richte, so kann ich also sprechen."

„Ach! Monseigneur! ich vermuthete wohl etwas."

Der Vicekanzler heftete auf die Prozeßkrämerin seine kleinen grauen Augen.

„Nämlich, daß die Herren von Saluces, da sie in Paris wohnen, mit meinen Richtern in Verbindung stehen, kurz, daß die Herren von Saluces allmächtig seyn würden."

„Zunächst, weil das Recht auf ihrer Seite steht."

„Wie schmerzlich ist es, Monseigneur, solche Worte aus dem Munde eines unfehlbaren Mannes zu vernehmen, wie Eure Excellenz es sind."

„Ich sage Ihnen all das, es ist wahr, und doch," fuhr Herr von Maupeau mit verstellter Gutmüthigkeit

fort, „wünschte ich Ihnen nützlich zu seyn, auf mein Wort."

Die Gräfin bebte; es dünkte ihr etwas Dunkles, wenn nicht in den Worten, wenigstens im Gedanken des Vicekanzlers zu sehen, und daß, wenn dieses Dunkle verschwände, sie dahinter irgend etwas Günstiges entdecken würde.

„Zudem," sprach Herr von Maupeou weiter, „ist der Name, den sie führen, und der einer von den schönsten Namen Frankreichs ist, bei mir eine sehr wirksame Empfehlung."

„Die mich nicht verhindern wird, meinen Prozeß zu verlieren, Monseigneur."

„Ei, ich vermag nichts."

„O! Monseigneur, Monseigneur," sagte die Gräfin den Kopf schüttelnd, „wie gehen die Sachen!"

„Sie scheinen zu sagen, Madame," versetzte Herr von Maupeou lächelnd, „daß sie in unserer guten alten Zeit besser gingen."

„Ach ja, Monseigneur, so dünkt es mir wenigstens. und ich erinnere mich mit Wonne an jene Zeit, wo Sie als einfacher Advokat des Königs im Parlamente, jene schönen Reden hielten, denen ich, damals eine junge Frau, enthusiastischen Beifall zollte. Welches Feuer! Welche Beredsamkeit! Welche Kraft! Ah! Herr Kanzler, zu jener Zeit gab es weder Cabalen noch Gunstbezeigungen, zu jener Zeit hätte ich meinen Prozeß gewonnen."

„Wir hatten wohl Frau von Phalaris die in den Momenten zu herrschen suchte, da der Regent die Augen

schloß, und die Souris, die sich in Alles mengte, um etwas dabei zu fischen."

„O! Monseigneur, Frau von Phalaris war eine so vornehme Dame, und die Souris ein so gutes Mädchen."

„Daß man ihnen nichts versagen konnte."

„Oder daß sie nichts zu versagen vermochten."

„Ah! Frau Gräfin," versetzte der Kanzler mit einem Gelächter, worüber die alte Prozeßkrämerin immer mehr erstaunte, so offen und natürlich war es, „verleiten Sie mich nicht, von meiner Administration aus Liebe zu meiner Jugend Böses zu sprechen."

„Aber Eure Excellenz können mich doch nicht verhindern, mein verlornes Vermögen, mein für immer ruinirtes Haus zu beweinen."

„So geht's, wenn man nicht mit der Zeit fortschreitet, Gräfin; opfern Sie den Götzen des Tages, opfern Sie!"

„Ach, Monseigneur, die Götzen wollen nichts von jenen wissen, welche mit leeren Händen kommen, um sie anzubeten."

„Was wissen Sie davon?"

„Ich?"

„Ja; Sie haben keinen Versuch gemacht, dünkt mir?"

„O! Monseigneur, Sie sind so gut, daß Sie wie ein Freund mit mir sprechen."

„Ei, wir sind von gleichem Alter, Gräfin."

„Warum bin ich nicht zwanzig Jahre alt, Monseigneur, und warum sind Sie nicht noch einfacher Advokat,

Sie würden für mich plaidiren, und es gäbe keine Saluces, die gegen uns Stand hielten."

„Leider sind wir nicht mehr zwanzig Jahre alt, Frau Gräfin," sagte der Vicekanzler mit galantem Seufzer; „wir müssen uns also an jene bittlich wenden, die dieses Alter haben, weil Sie selbst gestehen, daß dieß das Alter des Einflußes ist . . . Wie! Sie kennen Niemand am Hofe?"

„Alte Seigneurs im Ruhestande, welche über ihre ehemalige Freundin erröthen würden . . . weil sie arm geworden ist. Sehen Sie, Monseigneur, ich habe Zutritt in Versailles, und ich könnte hingehen, wenn ich wollte; aber wozu? Ah! ich dürfte nur meine zweimalhunderttausend Livres wieder beziehen, und man würde mich aufsuchen. Wirken Sie dieses Wunder, Monseigneur."

Der Kanzler that, als ob er diese letzte Phrase nicht hörte.

„An Ihrer Stelle," sagte er, „würde ich die Alten vergessen, und mich an die Jungen wenden, welche Anhänger zu werben suchen. Kennen Sie ein wenig Mesdames?"

„Sie haben mich vergessen."

„Auch vermögen sie nichts. Kennen Sie den Dauphin?"

„Nein."

„Und zudem," fuhr Herr von Maupeou fort, „ist er mit seiner Erzherzogin zu sehr beschäftiget, welche ankommt, um an etwas Anderes zu denken; aber sehen wir uns unter den Günstlingen um."

„Ich weiß nicht einmal mehr, wie sie heißen."

„Herr von Aiguillon?"

„Ein Hasenfuß, gegen den man unwürdige Dinge sagt; der sich in einer Mühle versteckt hat, während die Andern sich schlugen . . . Pfui doch!"

„Bah!" versetzte der Kanzler, „man muß immer nur die Hälfte von dem glauben, was man sagt. Suchen wir wieder."

„Suchen Sie, Monseigneur, suchen Sie."

„Aber warum nicht? Ja ... Nein ... Ja doch..."

„Sprechen Sie, Monseigneur, sprechen Sie!"

„Warum wenden Sie sich nicht an die Gräfin selbst?"

„An Madame Dubarry?" fragte die Prozeßkrämerin, ihren Schleier öffnend.

„Ja, im Grunde ist sie gut."

„Wahrhaftig!"

„Und vorzüglich dienstfertig."

„Ich bin von zu altem Hause, um ihr zu gefallen, Monseigneur."

„Wohlan, ich glaube, daß Sie sich täuschen, Gräfin; sie sucht sich mit guten Familien in Verbindung zu setzen."

„Glauben Sie?" erwiederte die alte Gräfin, bereits wankend in ihrer Opposition.

„Kennen Sie sie?"

„Mein Gott, nein!"

„Ah! das ist fatal! Ich hoffe, daß sie Credit hat."

„Ah! ja, sie hat Credit; aber ich sah sie niemals."

„Auch nicht ihre Schwester Chon?"

„Nein."

„Auch nicht ihre Schwester Bischi?"

„Nein.“

„Auch nicht ihren Schwager Jean?“

„Nein.“

„Auch nicht ihren Neger Zamore?“

„Warum ihren Neger?“

„Ja, ihr Neger ist eine Macht.“

„Jenes kleine Scheusal, dessen Porträte man auf dem Pont-Neuf verkauft, und das einer angekleideten kleinen Dogge gleicht?“

„Derselbe.“

„Ich soll diesen schwarzbraunen Knirps kennen, Monseigneur!“ rief die Gräfin aus, in ihrer Würde beleidiget, „und wie soll ich ihn, nach Ihrer Meinung, gekannt haben?“

„Nun, ich sehe, daß Sie Ihre Güter nicht behalten wollen, Gräfin.“

„Wie so?“

„Weil Sie Zamore verachten.“

„Aber was kann Zamore in allem dem thun?“

„Er kann machen, daß Sie Ihren Prozeß gewinnen, weiter nichts.“

„Dieser Eingeborne von Mozambique kann machen, daß ich den Prozeß gewinne? Und wie so, ich bitte Sie?“

„Indem er zu seiner Gebieterin sagt, daß es ihm Vergnügen macht, wenn Sie ihn gewinnen. Sie kennen die Einflüsse. Er macht mit seiner Gebieterin Alles, was er will, und seine Gebieterin macht mit dem Könige Alles, was sie will.“

„Also regiert Zamore Frankreich?“

„Hm!“ antwortete Herr von Maupeou, den Kopf

schüttelnd, „Zamore ist sehr einflußreich, und ich wollte mich lieber zerschlagen mit . . . mit der Dauphine, zum Beispiel, als mit ihm."

„Jesus!" rief Frau von Béarn aus, „würde mir nicht ein so ernster Mann, wie Eure Excellenz, solche Dinge sagen . . .!"

„Ei, mein Gott, nicht ich allein sag' Ihnen dieß, Jedermann wird es Ihnen sagen. Fragen Sie Herzoge und Pairs, ob sie, wenn sie nach Marly oder Luciennes gehen, Zuckerwerk für den Mund, oder Perlen für die Ohren von Zamore vergessen. Nicht wahr, ich, der ich mit Ihnen spreche, bin Kanzler von Frankreich, oder beinahe; wohlan! womit glauben Sie, daß ich mich beschäftigte, als Sie kamen? Ich fertigte für ihn den Bestallungsbrief als Gouverneur aus."

„Als Gouverneur?"

„Ja. Herr von Zamore ist zum Gouverneur des Schlosses Luciennes ernannt worden."

„Man verlieh ihm den nämlichen Posten, mit dem man den Herrn Grafen von Béarn nach zwanzig Dienstjahren belohnt hat?"

„Als man diesen zum Gouverneur des Schlosses Blois machte? Ja, so ist's."

„Welche Entwürdigung, mein Gott!" rief die alte Gräfin aus; „ist denn die Monarchie zu Grunde gegangen?"

„Wenigstens ist sie sehr krank, Gräfin; aber von einem Kranken, der sterben wird, zieht man, wie Sie wissen, was man kann."

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel! man muß sich aber auch dem Kranken nähern können."

„Wissen Sie, was geschehen müßte, damit Sie von Madame Dubarry gut aufgenommen würden?"

„Was denn?"

„Es müßte Ihnen vergönnt werden, dieses Patent ihrem Neger zu bringen."

„Ich!"

„Eine schöne Einleitung Ihrer Angelegenheit!"

„Sie glauben, Monseigneur?" erwiederte die Gräfin bestürzt.

„Ich bin davon überzeugt, aber . . ."

„Aber . . ." wiederholte Frau von Béarn.

„Aber Sie kennen Niemand von ihrer Umgebung?"

„Aber Sie, Monseigneur?"

„Ei, ich?"

„Ja."

„Ich würde sehr verlegen seyn."

„In der That," sagte die arme alte Prozeßkrämerin, von allen diesen Alternationen gebeugt, „das Glück will schlechterdings nichts mehr für mich thun. Eure Excellenz empfangen mich, wie ich niemals empfangen wurde, während ich nicht einmal die Ehre zu haben hoffte, Sie zu sehen. Wohlan, es fehlt mir noch etwas: nicht nur bin ich geneigt, der Madame Dubarry den Hof zu machen, ich, eine Béarn! um zu ihr zu kommen, bin ich sogar bereit, die Kommissionärin jenes abscheulichen kleinen Negers zu werden, den ich mit keinem Fußtritte in den Hintern beehrt hätte, wenn ich ihm auf der Strasse würde begegnet seyn, und ich kann nicht einmal zu diesem kleinen Ungeheuer kommen . . "

Herr von Maupeou begann wieder das Kinn sich zu

streicheln, und schien zu suchen, als plötzlich der Huissier meldete: „Der Herr Vicomte Jean Dubarry.“

Bei diesen Worten schlug der Kanzler zum Zeichen seines größten Erstaunens in die Hände, und die Gräfin sank auf einen Lehnstuhl ohne Puls und ohne Athem.

„Nun sagen Sie noch, daß Sie vom Glücke verlassen seyen, Madame!“ rief der Kanzler aus. „Ah! Gräfin, Gräfin, im Gegentheile, der Himmel kämpft für Sie.“ Dann wendete er sich zum Huissier, ohne der armen Alten Zeit zu gönnen, sich von ihrer Bestürzung wieder zu erholen, und sagte: „Lassen Sie ihn eintreten!“

Der Huissier entfernte sich; einen Augenblick nachher erschien unter seinem Vortritte unser Bekannter, Jean Dubarry, der gestreckten Fußes, den Arm in der Schlinge, eintrat. Nach den herkömmlichen Begrüßungen, und als die Gräfin, unschlüssig und zitternd, aufzustehen versuchte, um sich zu beabschieden, der Kanzler sie bereits mit einem leichten Kopfnicken grüßte, durch dieses Zeichen andeutend, daß die Audienz zu Ende sey, sagte der Vicomte: „Um Vergebung, Monseigneur, um Vergebung, Madame, ich störe Sie, entschuldigen Sie mich; bleiben Sie, Madame, ich bitte Sie. Wenn Seine Excellenz es gütigst erlauben wollen, ich habe nur ein paar Worte zu sprechen.“

Die Gräfin setzte sich wieder, ohne sich bitten zu lassen! ihr Herz schwamm in der Freude und pochte vor Ungeduld. „Aber vielleicht werde ich Sie geniren, mein Herr?“ stammelte die Gräfin.

„O! mein Gott, nein. Ich wünsche, Seiner Excellenz nur einige Worte zu sagen, nur zehn Minuten ihrer kostbaren Zeit ihr zu rauben, so viel Zeit, um zu klagen."

„Um zu klagen, sagen Sie?" fragte der Kanzler Herrn Dubarry.

„Meuchlings überfallen, Monseigneur, ja, meuchlings überfallen! Sie begreifen: solche Arten von Begegnungen kann ich nicht hingehen lassen. Man behandle die Leute verächtlich, man mache Liedchen auf sie, man verleumde sie; all' das überlebt man; aber man bringe sie nicht um, mordieu! man stirbt daran."

„Erklären Sie sich, mein Herr," sagte der Kanzler, Schrecken erkünstelnd.

„Dieß wird bald geschehen seyn. Aber, mein Gott, ich unterbreche die Audienz von Madame."

„Die Frau Gräfin von Béarn," sagte der Kanzler, die alte Dame dem Herrn Vicomte Jean Dubarry vorstellend.

Dubarry trat seiner Reverenz wegen zierlich zurück, eben so die Gräfin wegen der ihrigen, und Beide begrüßten sich mit so großer Ceremonie, als sie es am Hofe gethan hätten. „Nach Ihnen, Herr Vicomte," sagte sie.

„Frau Gräfin, ich wage es nicht, ein Verbrechen der beleidigten Galanterie zu begehen."

„Thun Sie es, mein Herr, thun Sie es; für mich handelt es sich nur um Geld, für Sie handelt es sich um die Ehre; Ihre Angelegenheit ist ganz natürlich dringender."

„Madame," erwiederte der Vicomte, „ich werde Ihre wohlwollende Gefälligkeit benützen." Und er erzählte seine Angelegenheit dem Kanzler, der ihn ernsthaft anhörte.

„Sie müssen Zeugen haben," äußerte Herr von Maupeou nach einer Pause des Schweigens.

„Ah!" rief Dubarry aus, „daran erkenne ich den unbescholtenen Richter, der nur der unverwerflichen Wahrheit einen Einfluß auf sich gestatten will. Wohlan, man wird Zeugen finden."

„Monseigneur," bemerkte die Gräfin, „ein Zeuge ist schon gefunden."

„Wer ist dieser Zeuge?" fragte der Vicomte und Herr von Maupeou zugleich.

„Ich!" erwiederte die Gräfin.

„Sie, Madame!" sagte der Kanzler.

„Hören Sie, mein Herr, ist die Geschichte nicht im Dorfe Lachaussée vorgefallen?"

„Ja, Madame."

„Auf der Poststation?"

„Ja."

„Nun denn, ich werde Ihr Zeuge seyn. Ich kam durch Ort und Stelle, wo das Attentat geschah, zwei Stunden nach diesem Attentate."

„Wahrhaftig, Madame?" äußerte der Kanzler.

„Ah! Sie erfüllen mich mit der höchsten Freude," sagte der Vicomte.

„Und dieß kann ich damit beweisen," fuhr die Gräfin fort, „daß noch das ganze Dorf das Ereigniß erzählte."

„Nehmen Sie sich in Acht!" versetzte der Vicomte, „nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie die Güte haben,

mir in dieser Angelegenheit beizustehen, wird Choiseul wahrscheinlich ein Mittel finden, Sie es bereuen zu machen."

„Ah!" sagte der Kanzler, „dieß wäre ihm um so leichter, als die Frau Gräfin in diesem Momente einen Prozeß hat, dessen Gewinn mir sehr gewagt scheint."

„Monseigneur, Monseigneur," versetzte die alte Dame, die Hände an ihre Stirne legend, „ich stürze von Abgrund zu Abgrund."

„Stützen Sie sich ein wenig auf diesen Herrn," agte der Kanzler halblaut, „er wird Ihnen einen kräftigen Arm leihen."

„Nur einen," bemerkte Dubarry, sich zierend; „aber ich kenne Jemand, der zwei gute und lange Arme hat, und sie Ihnen anbietet."

„Ah! Herr Vicomte," rief die alte Dame aus, „ist dieses Anerbieten ernstlich?"

„Ei, Gefälligkeit für Gefälligkeit, Madame; ich nehme die Ihrige an, nehmen Sie die meinige an. Bleibt's dabei?"

„Ob ich sie annehme, mein Herr . . . O! das ist zu viel Glück."

„Wohlan, Madame, ich werde von hier weg meine Schwägerin besuchen. Belieben Sie in meinem Wagen Platz zu nehmen."

„Ohne Grund, ohne Vorbereitung? O! mein Herr, ich möchte es nicht wagen."

„Sie haben einen Grund, Madame," erwiederte der Kanzler, indem er ihr das Patent für Zamore in die Hand schob.

„Herr Kanzler,“ rief die Gräfin aus, „Sie sind mein Schutzgott. Herr Vicomte, Sie sind die Blume des französischen Adels.“

„Ich bin zu Ihren Diensten,“ wiederholte der Vicomte, indem er der Gräfin den Weg wies, die wie ein Vogel fortschwebte.

„Ich danke für meine Schwägerin,“ sagte Jean ganz leise zu Herrn von Maupeou; „ich danke, mein Cousin. Aber ich habe meine Rolle gut gespielt, he?“

„Vollkommen,“ entgegnete Maupeou. „Aber erzählen Sie dort auch ein wenig, wie ich die meinige spielte. Nehmen Sie sich übrigens in Acht, die Alte ist schlau. In diesem Momente wendete sich die Gräfin um. Die beiden Männer bückten sich zu einem ceremoniösen Gruße. Ein prächtiger Wagen mit königlichen Livréen wartete neben der Freitreppe. Die Gräfin stieg hinein, ganz von Hochmuth aufgeblasen. Jean gab ein Zeichen, und man fuhr von dannen.

Nach dem Fortgehen des Königs von Madame Dubarry, nach einer kurzen und widerwärtigen Aufnahme, war die Gräfin endlich, wie es der König den Höflingen verkündete, mit Chon und ihrem Schwager allein geblieben, der sich anfangs nicht gezeigt hatte, damit man sich von dem Zustande seiner, in der Wirklichkeit ziemlich leichten Wunde, nicht überzeugen konnte. Das Resultat des Familienrathes war dann dahin ausgefallen, daß die Gräfin, anstatt nach Luciennes zu fahren, wie sie es thun zu wollen dem Könige sagte, nach Paris gefahren war. Die Gräfin hatte dort, in der Strasse Valois, ein kleines Hôtel, das dieser ganzen Familie

zum Absteigequartier diente, die immer über Berg und Thal fuhr, wenn die Angelegenheiten geboten, oder die Vergnügungen nicht zurückhielten. Die Gräfin begab sich in ihr Gemach, nahm ein Buch und wartete.

Inzwischen ergriff der Vicomte seine Maßregeln. Die Favoritin konnte es jedoch nicht über ihr Herz bringen, durch Paris zu fahren, ohne von Zeit zu Zeit den Kopf zum Kutschenschlage hinauszustrecken. Es ist einer von den Instinkten der hübschen Frauen, sich zu zeigen, weil sie fühlen, daß sie einen schönen Anblick gewähren. Die Gräfin zeigte sich demnach, so daß das Gerücht von ihrer Ankunft in Paris sich verbreitete, und sie von zwei Uhr bis sechs Uhr gegen zwanzig Besuche erhielt. Dieß war eine Wohlthat der Vorsehung für diese arme Gräfin, welche die Langeweile getödtet hätte, wenn sie allein geblieben wäre; aber in Folge dieser Zerstreuung verging die Zeit mit Sinnen, Thronen und Kokettiren. Man konnte halb acht Uhr auf dem breiten Zifferblatte lesen, als der Vicomte an der Kirche Saint-Eustache vorüberfuhr, die Gräfin von Béarn zu seiner Schwägerin führend. Die Unterredung im Wagen drückte alle Unschlüssigkeiten der Gräfin aus, ein so gutes Glück zu benützen. Der Vicomte bethätigte das Wohlwollen einer gewissen Protektoratswürde, und zahlreiche Bewunderungsäußerungen über den sonderbaren Zufall, welcher der Frau von Béarn die Bekanntschaft der Madame Dubarry verschaffte. Frau von Béarn war in Bezug auf die Artigkeit und das liebreiche Benehmen des Vicekanzlers unerschöpflich. Ungeachtet dieser wechselseitigen Lügen ... die Pferde nicht minder schnell dahin, und man

kam bei der Gräfin um acht Uhr weniger einige Minuten an.

„Erlauben Sie, Madame," sagte der Vicomte, indem er die alte Dame in einem Wartsalon ließ, „erlauben Sie, daß ich Madame Dubarry von der Ehre in Kenntniß setze, die ihrer harret."

„O! mein Herr," versetzte die Gräfin, „ich werde wahrhaftig nicht zugeben, daß man sie störe."

Jean näherte sich Zamoren, der an den Fenstern des Vorzimmers gelauert hatte, und gab ihm ganz leise eine Weisung.

„O! der charmante kleine Neger," rief die Gräfin aus. „Gehört er ihrer Frau Schwägerin?"

„Ja, Madame, er ist einer von ihren Lieblingen," antwortete der Vicomte.

„Ich mache ihr mein Compliment dazu."

Fast in demselben Momente gingen die beiden Thürflügel des Wartsalons auf, und der Lakei führte die Frau Gräfin von Béarn in den großen Salon, worin Madame Dubarry ihre Audienzen ertheilte. Während die Proceßkrämerin seufzend den Luxus dieser prächtigen Wohnung betrachtete, war Jean Dubarry zu seiner Schwägerin gegangen.

„Ist sie es?" fragte die Gräfin.

„Wie sie leibt und lebt."

„Ahnet sie nichts?"

„Durchaus nichts."

„Und der Vice?"

„Vortrefflich. Alles conspirirt für uns, liebe Freundin."

„Dann wollen wir nicht länger beisammen bleiben, damit sie nichts argwöhne.“

„Sie haben Recht, denn sie scheint mir eine verschmitzte Frau zu seyn. Wo ist Chon?“

„Sie wissen es ja, in Versailles.“

„Sie soll sich ja nicht sehen lassen.“

„Ich trug es ihr ernstlich auf.“

„Auf, machen Sie Ihren Eintritt, Prinzessin...“

Madame Dubarry machte die Thüre ihres Cabinetes auf, und trat ein. Alle Ceremonien der Etikette, in einem solchen Falle zur Zeit, in welcher die von uns erzählten Ereignisse geschehen, herkömmlich, wurden gewissenhaft von diesen beiden, mit dem Wunsche, einander zu gefallen, beschäftigten Schauspielerinnen eingehalten. Madame Dubarry ergriff zuerst das Wort. „Ich habe meinem Schwager, Madame,“ sagte sie, „bereits dafür gedankt, daß er mir die Ehre Ihres Besuches verschaffte; Ihnen danke ich jetzt dafür, daß Sie die Güte hatten, daran zu denken, ihn mir zu machen.“

„Und ich, Madame,“ versetzte die entzückte Prozeßkrämerin, „weiß nicht, welcher Worte ich mich bedienen soll, um Ihnen meine ganze Dankbarkeit für den liebreichen Empfang auszudrücken, den Sie mir gewähren.“

„Madame,“ erwiederte die Gräfin mit einer ehrerbietigen Verneigung, „es ist meine Pflicht gegen eine Dame von Ihrem Stande, mich zu ihrer Verfügung zu stellen, wenn ich ihr in irgend etwas dienen kann.“

Und nach beiderseits gemachten drei Verneigungen, wies die Gräfin Dubarry der Frau von Béarn einen Lehnstuhl, und nahm einen für sich selbst.

Einunddreißigstes Kapitel.

Zamoren's Patent.

„Madame," sagte die Gräfin, „sprechen Sie, ich höre Sie an."

„Erlauben Sie, meine Schwägerin," sagte Jean, der stehen blieb, „erlauben Sie, daß ich Madame verhindere, den Anschein zu haben, bei Ihnen zu sollicitiren; Madame dachten nicht im Mindesten daran. Der Herr Kanzler hat sie mit einer Commission an Sie versehen, weiter nichts."

Frau von Béarn warf einen Blick voll Dankbarkeit auf Jean, und reichte der Gräfin das vom Vicekanzler unterzeichnete Patent, welches Patent Luciennes zu einem königlichen Schlosse erhob, und Zamoren die Würde seines Gouverneurs anvertraute.

„Demnach bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, Madame," äußerte die Gräfin nach einem flüchtigen Blicke auf das Patent, „und wenn ich glücklich genug wäre, eine Gelegenheit zu finden, Ihnen meinerseits etwas Angenehmes zu erweisen . . ."

„O! dieß wird leicht seyn, Madame," rief die Prozeßkrämerin mit einer Lebhaftigkeit aus, welche die beiden Verbündeten entzückte.

„Wie so, Madame? Sprechen Sie, ich bitte Sie."

„Da Sie die Güte haben, mir zu sagen, Madame, daß Ihnen mein Name nicht völlig unbekannt ist . . ."

„Wie doch, eine Béarn!"

„Wohlan, Sie hörten vielleicht von einem Prozesse sprechen, der die Besitzungen meines Hauses schwankend läßt?"

„Von den Herren von Saluces angestritten, glaub' ich?"

„Ach! ja, Madame."

„Ja, ja, ich kenne diese Angelegenheit," entgegnete die Gräfin; „Seine Majestät sprachen davon neulich Abends bei mir mit meinem Cousin, Herrn von Maupeou."

„Seine Majestät," rief die Prozeßkrämerin aus, „Seine Majestät sprachen von meinem Prozesse?"

„Ja, Madame."

„Und in welchen Ausdrücken?"

„Ach! arme Gräfin!" rief Madame Dubarry, den Kopf schüttelnd, aus.

„Ah! der Prozeß ist verloren, nicht wahr?" fragte die alte Prozeßkrämerin ängstlich.

„Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen muß, so fürchte ich wohl, daß es so sey, Madame."

„Sagten es Seine Majestät?"

„Seine Majestät, ohne sich auszusprechen, denn sie sind voll Vorsicht und Zartgefühl, Seine Majestät schienen diese Besitzungen als bereits der Familie von Saluces zugefallen zu betrachten."

„O! mein Gott, mein Gott, Madame, wenn Seine Majestät diese Angelegenheit genau kennen, wenn Sie wissen würden, daß es sich um eine Cession in Folge einer bezahlten Obligation handelt! Ja, Madame, einer bezahlten; die zweimalhunderttausend Francs sind zurückbezahlt worden. Freilich besitze ich die Empfangsquittungen nicht, aber ich habe die moralischen Beweise davon, und wenn ich persönlich vor dem Parlamente plaidiren könnte, würde ich durch Deduction nachweisen. *)"

*) Ausführliche Darlegung. D. Ü.

„Durch Deduction," unterbrach sie die Gräfin, die durchaus nichts von dem verstand, was ihr Frau von Béarn sagte, dennoch aber ihrer Vertheidigungsrede die gespannteste Aufmerksamkeit zu schenken schien.

„Ja, Madame, durch Deduction."

„Der Beweis durch Deduction ist zugelassen," bemerkte Jean.

„Ah! Glauben Sie, Herr Vicomte?" fragte die Alte.

„Ich glaube es," antwortete der Vicomte mit dem größten Ernste.

„Wohlan, durch Deduction würde ich beweisen, daß diese Obligation zu zweimalhunderttausend Livres, die, mit den aufgehäuften Interessen, jetzt ein Capital von mehr als einer Million bildet, ich würde beweisen, sag' ich, daß diese Obligation mit dem Datum von 1406., von Guy Gaston IV., Grafen von Béarn, auf seinem Sterbebette im Jahre 1417, zurückbezahlt worden seyn mußte, weil man von seiner Hand in seinem Testamente findet: „Auf meinem Sterbebette, den Menschen nichts mehr schuldend, und bereit, vor Gott zu erscheinen."

„Nun denn?" fragte die Gräfin.

„Nun denn, Sie begreifen: wenn er den Menschen nichts mehr schuldete, so war dieß der Fall, weil er sich seiner Schuldigkeit gegen die Saluces entlediget hatte. Sonst würde er geschrieben haben: zweimalhunderttausend Livres schuldend, anstatt zu schreiben: nichts schuldend."

„Unbestreitbar hätte er es geschrieben," bemerkte Jean.

„Sie haben aber keinen andern Beweis?"

„Als das Wort Gaston's IV., nein, Madame; aber diesen nannte man den Tadellosen."

„Während Ihre Gegner die Obligation besitzen.“

„Ja, ich weiß es wohl,“ sagte die Alte, „und gerade dieß verwirrt den Prozeß.“

Sie hätte sagen sollen: „macht ihn klar“; aber Frau von Béarn sah die Sachen von ihrem Gesichtspunkte aus.

„Es ist also Ihre Ueberzeugung, Madame, daß die Saluces bezahlt wurden?“ fragte Jean.

„Ja, Herr Vicomte,“ antwortete Frau von Béarn eifrig, „das ist meine Ueberzeugung.“

„Ei,“ äußerte die Gräfin, zu ihrem Schwager mit tief gerührter Miene sich wendend, „wissen Sie, Jean, daß diese Deduction, wie Frau von Béarn sagt, den Stand der Sachen schrecklich ändert?“

„Schrecklich, ja, Madame,“ antwortete Jean.

„Schrecklich für meine Gegner,“ versetzte die Gräfin von Béarn; „die Worte des Testamentes Gaston's **IV.** lauten bestimmt: den Menschen nichts mehr schuldend.“

„Also hatte er bezahlt,“ wiederholte Madame Dubarry.

„Ah! Madame, warum sind Sie nicht mein Richter?“ rief die alte Gräfin aus.

„Ehemals,“ bemerkte der Vicomte Jean, „hätte man in einem solchen Falle nicht zu den Gerichtshöfen seine Zuflucht genommen, und ein Gottesgericht die Sache abgethan. Was mich betrifft, so hab' ich eine solche Ueberzeugung von der Güte der Sache, daß ich schwöre, ich würde mich, wenn ein solches Mittel noch gebräuchlich wäre, zum Kämpfer für Madame anbieten.“

„O! mein Herr!“

„Es ist so; übrigens würde ich nur thun, was mein Ahnherr Dubarry Moore that, der die Ehre genoß, sich durch Heirath mit der königlichen Familie der Stuart zu verbinden, als er in den Turnierschranken für die junge und schöne Edith von Scarborough kämpfte, und seinen Gegner zu dem Geständnisse zwang, daß er in seinen Hals hinein gelogen habe. Aber leider," fuhr der Vicomte mit einem Seufzer der Geringschätzung fort, „leben wir nicht mehr in jenen glorreichen Zeiten, und wenn die Edelleute über ihre Rechte streiten, müssen sie heutzutage ihre Sache dem Urtheile eines Haufens Rechtsgelehrter unterwerfen, die von einer so klaren Phrase: „„Den Menschen nichts mehr schuldend,"" nichts begreifen."

„Hören Sie doch, lieber Schwager, es sind dreihundert Jahre verstrichen, seitdem diese Phrase geschrieben wurde," bemerkte Madame Dubarry, „und man muß zum voraus auf das Bedacht nehmen, was man im Justizpalaste, glaub' ich, die Verjährung nennt."

„Gleichviel, gleichviel," sagte Jean, „ich bin überzeugt, daß, wenn Seine Majestät Madame ihre Angelegenheit würden darstellen hören, wie sie es eben vor uns gethan hat . . ."

„O! ich würde Seine Majestät überzeugen, nicht wahr, mein Herr? Ich bin dessen gewiß."

„Ich auch."

„Ja; aber wie soll ich es anstellen, um gehört zu werden?"

„Dazu möchte es nöthig seyn, daß Sie mir die Ehre erweisen würden, mich eines Tages in Luciennes

zu besuchen, und da Seine Majestät die Gnade haben, ziemlich oft dahin zu mir zu kommen . . ."

„Ja, gewiß, meine Liebe; aber all das hangt vom Zufalle ab."

„Vicomte," versetzte die Gräfin mit einem reizenden Lächeln, „Sie wissen, daß ich mich sehr auf den Zufall verlasse. Ich brauche mich nicht darüber zu beklagen."

„Und dennoch kann es der Zufall fügen, daß Madame in acht, in vierzehn Tagen, in drei Wochen, mit Seiner Majestät nicht zusammen treffen."

„Das ist wahr."

„Während ihr Prozeß am Montage oder Dienstage entschieden wird."

„Am Dienstage, mein Herr."

„Und wir haben heute Freitag."

„O! dann darf man nicht mehr darauf rechnen," sagte Madame Dubarry mit tief betrübter Miene.

„Was ist zu thun?" fragte der Vicomte, indem er reiflich nachzudenken schien; „Teufel! Teufel!"

„Eine Audienz zu Versailles?" sagte Frau von Béarn schüchtern.

„Sie werden sie nicht erhalten."

„Mit Ihrer Protection, Madame?"

„O! meine Protection würde nichts dabei vermögen; Seine Majestät fühlen ein Grauen vor offiziellen Sachen, und sind in diesem Momente nur mit einer einzigen Angelegenheit beschäftiget."

„Mit jener der Parlamente?" fragte Frau von Béarn.

„Nein, mit jener meiner Vorstellung."

„Ah!" sagte die alte Prozeßkrämerin.

„Denn wissen Sie, Madame, daß ungeachtet der Einwendung, des Herrn von Choiseul, ungeachtet der Intriguen des Herrn von Praslin, und ungeachtet der Bedenken der Frau von Grammont, Seine Majestät beschlossen haben, daß ich vorgestellt werden solle."

„Nein, nein, Madame, ich wußte es nicht," sagte die Prozeßkrämerin.

„O! mein Gott, ja, beschlossen," äußerte Jean.

„Und wann wird diese Vorstellung stattfinden, Madame?"

„Demnächst."

„Sehen Sie, der König will, daß es vor der Ankunft der Frau Dauphine geschehe, um meine Schwägerin zu den Festen zu Compiegne mitnehmen zu können."

„Ah! ich verstehe. Madame sind also im Stande, vorgestellt zu werden?" fragte die Gräfin schüchtern.

„Mein Gott, ja. Die Frau Baronin von Alogny ... kennen Sie die Baronin von Alogny?"

„Nein, mein Herr. Ach! ich kenne Niemand mehr; es sind zwanzig Jahre, daß ich den Hof verließ."

„Wohlan, die Frau Baronin von Alogny macht ihre Vorstellerin. Der König überhäuft diese liebe Baronin mit Güte; ihr Mann ist Kammerherr, ihr Sohn geht zu den Gardisten, mit dem Versprechen der ersten erledigten Lieutenantsstelle; ihre Baronie wird zu einer Grafschaft erhoben, die Anweisungen auf die Schatulle des Königs werden gegen Stadtactien vertauscht, und am Abende der Vorstellung wird sie zwanzigtausend Thaler baar empfangen. Daher drängt sie, drängt sie."

„Ich begreife dieß,“ sagte die Gräfin von Béarn mit einem anmuthigen Lächeln.

„Ah! da fällt es mir eben ein,“ rief Jean aus.

„Was?“ fragte Madame Dubarry.

„Welch' ein Unglück!“ fügte er bei, von seinem Lehnstuhle aufprallend, „welch' ein Unglück,“ daß ich Madame nicht acht Tage früher bei unserm Cousin, dem Vicekanzler, getroffen habe.“

„Nun denn?“

„Nun denn, wir hatten damals noch keine Verständigung mit der Baronin von Alogny.“

„Mein Lieber,“ sagte Madame Dubarry, „Sie sprechen wie eine Sphinx, und ich verstehe Sie nicht.“

„Sie verstehen nicht?“

„Nein.“

„Ich wette, daß Madame verstehen.“

„Um Verzeihung, mein Herr, aber ich sinne vergebens nach.“

„Vor acht Tagen hatten Sie keine Vorstellerin?“

„Nein.“

„Wohlan, Madame . . . ich erlaube mir vielleicht zu viel?“

„Nein, mein Herr, sprechen Sie!“

„Madame wäre Ihre Vorstellerin geworden, und was der König für Frau von Alogny thut, hätte er für Madame gethan.“

Die Prozeßkrämerin sperrte die Augen weit auf. „Ah!“ sagte sie.

„Ah! wenn Sie wüßten, mit welcher Huld Seine Majestät ihr alle diese Gunstbezeigungen gewährten! Es

war nicht nöthig, den König darum zu bitten, er kam entgegen. So wie man ihm sagte, daß die Baronin von Alogny sich erbot, die Vorstellerin von Jeanne zu zu werden, erwiederte er: „„Das laß ich mir gefallen; ich bin aller dieser gespreizten Geschöpfe überdrüssig, die stolzer sind, als ich, wie es scheint. Gräfin, Sie werden mir diese Frau aufführen, nicht wahr? Hat sie einen schwierigen Prozeß, einen Zahlungsrückstand, einen Bankerott?““

Die Augen der Gräfin wurden immer größer.

„„Nur ein Umstand ärgert mich,““ fügte der König bei.“

„Ah! ein Umstand ärgerte Seine Majestät?“

„Ja ein einziger. „„Ein einziger Umstand ärgert mich; ich hätte nämlich zur Vorstellerin der Madame Dubarry einen historischen Namen gewünscht.““ Indem Seine Majestät diese Worte aussprachen, schauten sie das Porträt Karls I. von Van Dyk an.“

„Ja, ich begreife,“ versetzte die alte Prozeßkrämerin. „Seine Majestät sagten dieß wegen jener Heirathsverbindung der Dubarry Moore mit den Stuarts, von denen Sie eben erst sprachen.“

„So ist's.“

„So viel ist richtig,“ äußerte Frau von Béarn mit einem unbeschreiblichen Tone, „so viel ist richtig, daß ich von den von Alogny niemals sprechen hörte.“

„Eine gute Familie jedoch,“ erwiederte die Gräfin, „und welche ihre Ahnen nachgewiesen hat, oder beinahe.“

„Ah! mein Gott!“ rief Jean plötzlich aus, von seinem Lehnstuhle durch Anstemmen der Faust sich erhebend.

„Nun denn, was fehlt Ihnen?“ fragte Madame Dubarry, die alle Mühe hatte, sich bei dem Anblicke der Gesichtsverzerrungen ihres Schwagers des Lachens zu enthalten.

„Sie haben sich vielleicht gestochen?“ fragte die alte Prozeßkrämerin theilnehmend.

„Nein,“ sagte Jean, indem er sich sachte zurückgleiten ließ, „nein, eine Idee kommt mir.“

„Welche Idee?“ fragte die Gräfin lachend, „sie hat Sie beinahe umgeworfen.“

„Sie muß recht gut seyn!“ äußerte Frau von Béarn.

„Vortrefflich!“

„So theilen Sie sie uns mit.“

„Nur ist ein Unglück dabei.“

„Welches?“

„Es ist unmöglich, sie auszuführen.“

„Sprechen Sie immerhin.

„Wahrhaftig, ich fürchte das Bedauern von Jemanden zu erregen.“

„Gleichviel, nur zu, Vicomte, nur zu!“

„Ich dachte, wenn Sie die Frau von Alogny von jener Bemerkung in Kenntniß setzen würden, welche der König machte, als er das Portrait von Karl I. anblickte.“

„O! dieß wäre nicht sehr artig, Vicomte.“

„Das ist wahr.“

„So denken wir nicht mehr daran.“

Die Prozeßkrämerin stieß einen Seufzer aus.

„Das ist ärgerlich," fuhr der Vicomte fort, wie bei sich selbst sprechend; die Sachen gingen ganz allein. Madame, die einen großen Namen haben und eine Frau von Geist sind, boten sich statt der Frau von Alogny an. Sie gewann ihren Prozeß, Herr von Béarn der Sohn bekam eine Lieutenantsstelle bei der Leibwache, und da Madame große Ausgaben während der verschiedenen Reisen machten, die nach Paris zu unternehmen dieser Prozeß sie zwang, gab man ihr eine Entschädigung. Ah! einem solchen Glücke begegnet man nicht zweimal im Leben!"

„Ach, nein! ach, nein!" konnte Frau von Béarn zu sagen sich nicht enthalten, von diesem unvorhergesehenen Schlage betäubt. Im Grunde hätte in der Lage der armen Prozeßkrämerin Jedermann gesprochen, wie sie, und wäre, wie sie, im Lehnstuhle vernichtet sitzen geblieben.

„Sie sehen da, mein Schwager," sagte die Gräfin mit einem Tone innigen Mitleidens, „Sie sehen, wie Sie Madame betrübt haben. War's nicht genug von mir, ihr zu beweisen, daß ich vor meiner Vorstellung vom Könige nichts verlangen könnte?"

„Ja, wenn ich meinen Prozeß verschieben zu lassen vermöchte!"

„Nur auf acht Tage," sagte Dubarry.

„Ja, auf acht Tage," wiederholte Frau von Béarn; „in acht Tagen werden Madame vorgestellt seyn."

„Ja; aber der König wird in acht Tagen zu Com-

piegne, der König wird mitten unter Festen, die Dauphine wird angekommen seyn."

„Das ist richtig, das ist richtig," sagte Jean; „aber ..."

„Was?"

„Warten Sie doch; wieder eine Idee."

„Welche, mein Herr, welche?" fragte die Prozeßkrämerin.

„Es dünkt mir... ja, nein, ja, ja, ja!"

Frau von Béarn wiederholte ängstlich Jean's einsylbige Worte. „Sie haben „Ja" gesagt, Herr Vicomte," äußerte sie.

„Ich glaube, den Punkt getroffen zu haben."

„Sprechen Sie!"

„Hören Sie!"

„Wir hören."

„Ihre Vorstellung ist noch ein Geheimniß, nicht wahr?"

„Ohne Zweifel, nur Madame . . ."

„O! seyen Sie unbesorgt," rief die Prozeßkrämerin aus.

„Ihre Vorstellung ist also ein Geheimniß. Man weiß nicht, daß Sie eine Vorstellerin gefunden haben."

„So ist's; der König will, daß die Neuigkeit wie eine Bombe losplatze."

„Dießmal haben wir's."

„Ganz gewiß, Herr Vicomte?" fragte Frau von Béarn.

„Wir haben es," wiederholte Jean.

Die Ohren öffneten sich, die Augen erweiterten sich. Jean rückte seinen Lehnstuhl zu den andern Lehnstühlen. „Madame wissen folglich eben so wenig, wie die übri-

gen, daß Sie vorgestellt werden sollen, und daß Sie eine Vorstellerin gefunden haben."

„Gewiß. Ich würde es nicht wissen, wenn Sie es mir nicht gesagt hätten."

„Man ist der Meinung, daß Sie uns nicht sahen. Sie wissen also von Allem nichts. Sie suchen eine Audienz bei dem Könige nach."

„Die Frau Gräfin behaupten aber, daß der König sie mir verweigern wird."

„Sie suchen Audienz bei dem Könige nach, und machen ihm das Anerbieten, die Vorstellerin der Gräfin zu werden. Sie verstehen. Sie wissen nicht, daß sie eine hat. Sie suchen also Audienz bei dem Könige nach, mit dem Anerbieten, die Vorstellerin meiner Schwägerin zu werden. Von Seite einer Frau von Ihrem Range rührt die Sache Seine Majestät. Seine Majestät empfangen Sie, danken Ihnen, fragen Sie, was sie Ihnen Angenehmes erweisen können. Sie bringen die Prozeß-Angelegenheit zur Sprache; Sie machen Ihre Deductionen geltend. Seine Majestät begreifen, empfehlen die Angelegenheit, und Ihr Prozeß, den Sie für verloren halten, wird gewonnen."

Madame Dubarry heftete forschende Blicke auf die Gräfin. Diese spürte wahrscheinlich die Falle. „O, ich armseliges Geschöpf!" erwiederte sie rasch, „wie sollen nach Ihrer Meinung Seine Majestät . . ."

„Es genügt. Ich glaube, in dieser Sache guten Willen gezeigt zu haben," sagte Jean.

„Wenn es sich nur um guten Willen handelt . . ." äußerte die Gräfin unschlüssig.

„Die Idee ist nicht übel," bemerkte Madame Dubarry lächelnd. „Aber vielleicht widerstrebt der Frau Gräfin, selbst um den Preis, ihren Prozeß zu gewinnen, eine solche Hinterlist?"

„Eine solche Hinterlist!" entgegnete Jean; „ah! was fällt Ihnen ein. Und wer wird diese Hinterlist erfahren, ich frage Sie?"

„Madame haben Recht," erwiederte die alte Gräfin, in der Hoffnung, durch diesen Ausweg sich aus dem Handel zu ziehen, „und es wäre mir lieber, ihr einen reellen Dienst zu erweisen, um mir ihre Freundschaft auf eine reelle Weise zu verschaffen."

„Dieß ist wahrhaftig im höchsten Grade liebreich," sagte Madame Dubarry mit einem leichten Anfluge von Ironie, welche der Frau von Béarn nicht entging.

„Wohlan, ich habe noch ein Mittel," äußerte Jean.

„Diesen reellen Dienst zu leisten?"

„Ah! Vicomte," bemerkte Madame Dubarry, „Sie werden Dichter, nehmen Sie sich in Acht! Herr von Beaumarchais hat in seiner Phantasie nicht mehr Hülfsquellen, als Sie!"

Die alte Gräfin erwartete ängstlich die Bezeichnung dieses Mittels.

„Spaß bei Seite!" sagte Jean. „Hören Sie, liebe Schwägerin, Sie sind sehr vertraut mit Frau von Alogny, nicht wahr?"

„Ob ich es bin! ... Sie wissen es wohl."

„Würde sie es übel nehmen, Sie nicht vorzustellen?"

„Ei! das ist möglich."

„Es versteht sich von selbst, daß Sie ihr nicht ge-

radezu in's Gesicht sagen würden, was der König sprach, nämlich daß sie zu einer solchen Verrichtung von sehr niederem Adel sey. Doch Sie sind eine geistreiche Frau, Sie würden ihr etwas Anderes sagen."

„Nun denn?" fragte Madame Dubarry.

„Nun denn, sie würde Madame diese Gelegenheit abtreten, Ihnen einen Dienst zu erweisen, und ihr Glück zu machen."

Die Alte schauderte. Dießmal geschah der Angriff unmittelbar; eine ausweichende Antwort war nicht möglich. Dennoch fand sie eine. „Ich möchte dieser Dame nicht unverbindlich begegnen," sagte sie, „und unter Leuten von Stande ist man sich Rücksichten schuldig."

Madame Dubarry machte eine Bewegung des Aergers, den ihr Schwager durch ein Zeichen beschwichtigte. „Bemerken Sie wohl, Madame," sagte er, „daß ich Ihnen nichts vorschlage. Sie haben einen Prozeß; dieß begegnet Jedermann; Sie wünschen ihn zu gewinnen; das ist ganz natürlich. Er scheint verloren; dieß betrübt Sie im höchsten Grade; ich gerathe zufällig mitten in diese Betrübniß hinein; ich fühle mich von Sympathie für Sie ergriffen; ich nehme Antheil an dieser Angelegenheit, die mich nichts angeht; ich suche ein Mittel, ihr eine gute Wendung zu geben, da sie bereits zu drei Viertheilen eine üble Wendung genommen hat; ich habe Unrecht, sprechen wir nicht mehr davon." — Und Jean erhob sich.

„O! mein Herr," rief die Alte mit einer Herzenskrampfung aus, die ihr die bisher gleichgültigen beiden Dubarry als fortan gegen ihren Prozeß Verbündete zeigte,

„o! mein Herr, ganz im Gegentheile, ich erkenne, ich bewundere Ihr Wohlwollen!“

„Sie begreifen,“ fuhr Jean mit einer vortrefflich gespielten Gleichgültigkeit fort, „daß mir wenig daran liegt, ob meine Schwester von Frau von Alogny, von Frau von Polastron, oder von Frau von Béarn vorgestellt wird.“

„Ohne Zweifel, mein Herr.“

„Nur war ich wüthend, wohlan, ich gesteh's, daß die Wohlthaten des Königs irgend einem schlechten Herzen zufallen sollten, das, von schmutzigem Eigennutze verleitet, mit unserer Macht sich abgefunden hätte, von der Unmöglichkeit überzeugt, sie zu erschüttern.“

„O! dieß würde wahrscheinlich geschehen,“ bemerkte Madame Dubarry.

„Während,“ sprach Jean weiter, „während Madame, die man nicht ersuchte, die wir kaum kennen, und die sich aus gutem Willen anbietet, mir in jeder Beziehung würdig scheint, die Vortheile der Lage zu benützen.“

Die Prozeßkrämerin wollte sich vielleicht gegen diesen guten Willen verwahren, womit der Vicomte sie beehrte, aber Madame Dubarry ließ ihr keine Zeit dazu. „So viel ist richtig,“ sagte sie, „daß ein solches Verfahren den König entzücken, und der Person, die es eingehalten hätte, nichts versagen würde.“

„Wie? Der König würde nichts versagen, äußern Sie? . . .“

„Das heißt: er würde den Wünschen dieser Person entgegenkommen. Das heißt: daß Sie ihn mit Ihren

eigenen Ohren zum Vicekanzler würden sagen hören: „Ich will, daß man der Frau von Béarn gefällig sey, verstehen Sie, Herr von Maupeou? Aber es scheint, daß die Frau Gräfin darin Schwierigkeiten sieht, daß es so sey. Gut. Nur hoffe ich," fügte der Vicomte mit einer Verbeugung bei, „daß Madame mir für meinen guten Willen Dank wissen werden."

„Ich bin darob von Dankbarkeit durchdrungen, mein Herr," rief die Alte aus.

„O! sehr ohne Grund," erwiederte der galante Vicomte.

„Aber," versetzte die Gräfin.

„Madame..."

„Aber Frau von Alogny wird ihr Recht nicht abtreten," bemerkte die Prozeßkrämerin.

„Dann kommen wir auf das zurück, was wir anfangs sagten; Madame werden sich deßhalb nicht weniger dazu erboten haben, und Seine Majestät deßhalb nicht minder dankbar seyn."

„Aber gesetzt, daß Frau von Alogny annähme," äußerte die Gräfin, die immer den schlimmsten Fall setzte, um den Sachen klar auf den Grund zu sehen, „man kann diese Dame die Vortheile nicht verlieren lassen."

„Die Güte des Königs für mich ist unerschöpflich, Madame," sagte die Favoritin.

„O!" rief Dubarry aus, „welch' ein unvorhergesehener und unvermeidlicher Unfall auf das Haupt der Saluces, den ich gar nicht bemessen kann."

„Wenn ich Madame meine Dienste anböte," fuhr

die Prozeßkrämerin fort, immer mehr sich entschließend, durch ihr Interesse und zugleich durch die Komödie angelockt, die man mit ihr spielte, „würde ich auf den Gewinn meines Prozesses keine Rücksicht nehmen; denn dieser Prozeß, den heute Jedermann als verloren betrachtet, wird morgen schwerlich gewonnen seyn."

„Ah! wenn es jedoch der König wollte," antwortete der Vicomte, indem er sich beeilte, diese neue Unschlüssigkeit zu bekämpfen.

„Je nun, Madame haben Recht, Vicomte," sagte die Favoritin, „und ich bin ihrer Meinung."

„Sie sagen?" fragte der Vicomte, seine Augen angelweit aufsperrend.

„Ich sage, daß es für eine Frau von Madame's Namen ehrenhaft wäre, wenn der Prozeß ginge, wie er gehen soll. Nur kann Niemand den Willen des Königs hemmen, noch in seiner Freigebigkeit ihn aufhalten. Und wenn der König, vorzüglich in seiner gegenwärtigen Stellung zu seinen Parlamenten, den Gang der Justiz nicht ändern wollte, und der Madame eine Entschädigung böte?"

„Eine ansehnliche," beeilte sich der Vicomte zu sagen. „O! ja, liebe Schwägerin, ich bin Ihrer Meinung."

„Ach!" versetzte die Prozeßkrämerin zweifelnd, „wie soll die Entschädigung für den Verlust eines Prozesses geschehen, der zweimalhunderttausend Livres entzieht?"

„Zunächst durch ein königliches Geschenk von hunderttausend Livres zum Beispiel?" antwortete Madame Dubarry.

Die beiden Verbündeten schauten ihr Opfer gierig an. „Ich habe einen Sohn,“ sagte sie.

„Desto besser; er ist ein Diener mehr für den Staat, eine neue, dem Könige gewonnene Ergebenheit.“

„Man würde also für meinen Sohn etwas thun, Madame, glauben Sie?“

„Ich stehe gut dafür,“ erwiederte Jean, „und das Mindeste, was er hoffen kann, ist eine Gendarmerielieutenantsstelle.“

„Haben Sie noch andere Verwandte?“ fragte die Favoritin.

„Einen Neffen.“

„Wohlan, man würde für den Neffen etwas auffinden.“

„Und wir würden Sie damit beauftragen, Vicomte, Sie, der Sie uns so eben bewiesen, daß Sie auffindungsreich sind,“ sagte die Favoritin lachend.

„Nun, wenn Seine Majestät all' das für Sie thäten, Madame,“ fragte der Vicomte, der nach Horazens Vorschrift zum Ende drängte, „würden Sie den König billig finden?“

„Ich würde ihn über allen Ausdruck großmüthig finden, und alle meine Gefälligkeitsleistungen der Madame anbieten, überzeugt, daß ich so viel Großmuth ihr verdanke.“

„Sie wollen also, Madame,“ fragte die Favoritin, „die Güte haben, unsere Unterredung ernstlich zu nehmen?“

„Ja, Madame, sehr ernstlich,“ antwortete die alte Gräfin, ganz blaß wegen der Verpflichtung, die sie übernahm.

„Und Sie erlauben, daß ich mit Seiner Majestät von Ihnen spreche?"

„Erweisen Sie mir diese Ehre," erwiederte die Prozeßkrämerin mit einem Seufzer.

„Madame, es wird geschehen, und spätestens noch diesen Abend," sagte die Favoritin sich erhebend, „und nun, Madame, hab' ich, wie ich hoffe, Ihre Freundschaft erworben."

„Die Ihrige ist mir so kostbar," antwortete die alte Dame, ihre Bücklinge beginnend, „daß ich wahrhaft in der Gewalt eines Traumes zu seyn glaube."

„Nun, recapituliren wir," sagte Jean, der dem Geiste der Gräfin die ganze Beständigkeit verleihen wollte, deren der Geist bedarf, um die materiellen Sachen zu Ende zu bringen. „Also: zuvörderst hunderttausend Livres als Entschädigung für die Prozeßkosten, Reisekosten, Advocatenhonorare 2c. 2c. 2c."

„Ja, mein Herr."

„Eine Lieutenantsstelle für den jungen Grafen."

„O! die wäre für ihn die Eröffnung einer herrlichen Laufbahn!"

„Und etwas für einen Neffen, nicht wahr?"

„Etwas?"

„Man wird dieses Etwas finden; ich sagte es schon; dieß geht mich an."

„Und wann werde ich die Ehre haben, Sie wieder zu sehen, Frau Gräfin?" fragte die alte Prozeßkrämerin.

„Morgen früh wird mein Wagen vor Ihrer Thüre halten, Madame, um Sie nach Luciennes zu bringen, wo der König seyn wird. Morgen um zehn Uhr werde

ich mein Versprechen erfüllt haben; Seine Majestät werden in Kenntniß gesetzt seyn, und Sie nicht warten dürfen."

„Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten," sagte Jean, der Gräfin seinen Arm bietend.

„Ich werde es nicht zugeben, mein Herr," erwiederte die alte Dame; „bleiben Sie, ich bitte Sie."

Jean beharrte. „Bis an die Treppe, wenigstens."

„Da Sie es durchaus wollen . . ." Und sie nahm den Arm des Vicomte.

„Zamore!" rief die Gräfin.

Zamore eilte herbei.

„Man leuchte der Madame bis zur Freitreppe, und lasse den Wagen meines Schwagers vorfahren."

Zamore flog wie ein Pfeil fort. Und die beiden Frauen wechselten eine letzte Verneigung. An der Treppe angekommen, ließ Jean den Arm der Frau von Béarn fahren, und kehrte zu seiner Schwägerin zurück, während die Prozeßkrämerin majestätisch die große Treppe hinabging. Zamore ging voran; hinter Zamore folgten zwei Lakeien, Wachsfackeln tragend, dann kam Frau von Béarn, deren etwas kurze Schleppe ein dritter Lakei trug. Der Schwager und die Schwägerin schauten durch ein Fenster, um jener kostbaren, mit so großer Mühe gesuchten, und mit so großer Schwierigkeit gefundenen Vorstellerin bis zum Wagen zu folgen. In dem Momente, da Frau von Béarn am Fuße der Freitreppe ankam, fuhr ein Wagen in den Hof, und eine junge Frau schwang sich zum Kutschenschlage heraus.

„Ah! Gebieterin Chon!" rief Zamore aus, seine

dicken Lippen unmäßig aufreißend; „guten Abend, Gebieterin Chon!“

Frau von Béarn verweilte mit einem Fuße in der Luft; sie hatte in der eben Angekommenen ihre Besucherin erkannt, die angebliche Tochter des Meisters Flageot. Dubarry öffnete schnell sein Fenster, und gab von diesem Fenster aus seiner Schwägerin, die ihn nicht sah, furchtbare Zeichen.

„Ist Gilbert, dieser kleine Dummkopf hier?“ fragte Chon die Lakeien, ohne die Gräfin zu sehen.

„Nein, Madame,“ antwortete einer von ihnen, „man hat ihn nicht gesehen.“

Erst jetzt gewahrte sie aufblickend Jean's Zeichen. Sie folgte der Richtung seiner, unwandelbar nach der Frau von Béarn ausgestreckten Hand. Chon erkannte sie wieder, stieß einen Schrei aus, zog ihre Haube in's Gesicht, und huschte in die Hausflur. Die Alte stieg, ohne daß sie etwas bemerkt zu haben schien, in den Wagen, und gab dem Kutscher ihre Adresse.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der König langweilt sich.

Der König, welcher, seiner Aeußerung gemäß, nach Marly gefahren war, befahl gegen drei Uhr Nachmittags, ihn nach Luciennes zu führen. Er mußte voraussetzen, daß Madame Dubarry, nach Empfang seines kleinen Billetes, sich beeilen würde, gleichfalls Versailles zu ver-

lassen, um ihn in ihrer reizenden Behausuug zu erwarten, die sie sich bauen ließ, und der König bereits mehrmals besucht hatte, ohne jedoch je deßhalb zu übernachten, unter dem Vorwande, wie er sagte, daß Luciennes kein königliches Schloß sey. Daher war er sehr erstaunt, bei seiner Ankunft Zamore sehr wenig stolz und sehr wenig gouverneurmäßig zu finden, damit sich ergötzend, einem Papageien die Federn auszurupfen, der ihn zu beißen versuchte. Die beiden Lieblinge rivalisirten, wie Herr von Choiseul und Madame Dubarry. Der König begab sich in den kleinen Salon, und entließ sein Gefolge. Er pflegte weder die Leute noch die Diener auszufragen, obgleich er der neugierigste Edelmann seines Königreiches war; aber Zamore war kein Diener, sondern etwas, das seinen Rang zwischen dem Sapajou und dem Papageien einnahm. Der König fragte also Zamore aus.

„Ist die Frau Gräfin im Garten?"

„Nein, Herr," antwortete Zamore.

Dieses Wort ersetzte den Titel Majestät, dessen Madame Dubarry, in Folge einer von ihren Launen, den König zu Luciennes beraubt hatte.

„So ist sie bei den Karpfen?"

Man hatte mit großen Kosten auf dem Berge einen See gegraben, ihn mit den Wässern der Wasserleitung gefüllt, und die schönsten Karpfen von Versailles hineingethan.

„Nein, Herr," antwortete Zamore wieder.

„Wo ist sie denn?"

„In Paris, Herr."

„Wie, in Paris!... Die Gräfin ist nicht nach Luciennes gekommen?"

„Nein, Herr, aber sie hat Zamore hingeschickt."

„Wozu?"

„Um daselbst den König zu erwarten."

„Ah! Ah!" sagte Ludwig XV., „man überträgt Dir die Sorge, den König zu empfangen. Zamorens Gesellschaft ist charmant. Ich danke, Gräfin, ich danke!" Und der König erhob sich, ein wenig verdrießlich.

„O nein," erwiederte der kleine Neger, „der König wird Zamorens Gesellschaft nicht haben."

„Und warum?"

„Weil Zamore fortgeht."

„Und wohin gehst Du?"

„Nach Paris."

„Dann werde ich allein bleiben. Immer besser. Aber was wirst Du in Paris thun?"

„Zur Gebieterin Barry gehen, und ihr sagen, daß der König in Luciennes ist."

„Ah! Ah! Die Gräfin trug Dir also auf, mir dieß zu sagen?"

„Ja, Herr."

„Und sie sagte nicht, was ich inzwischen thun sollte?"

„Sie sagte, daß Du schlafen solltest."

„Im Grunde," dachte der König, „that sie dieß, weil sie nicht säumen, und mir irgend eine neue Ueberraschung bereiten wird." Dann ganz laut: „Mach Dich also schnell auf den Weg, und bringe die Gräfin mit... Doch apropos, wie kommst Du nach Paris?"

„Auf dem großen Schimmel mit der rothen Schabracke."

„Und wie lange braucht der große Schimmel, um nach Paris zu kommen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Neger, „aber er geht schnell, schnell, schnell. Zamore reiset gerne schnell."

„Nun, es ist denn doch ein Glück, daß Zamore gerne schnell reiset."

Und er legte sich an's Fenster, um Zamore fortreiten zu sehen. Ein großer Lakei hißte ihn auf das Pferd, und mit jener glücklichen Unkunde der Gefahr, welche besonders der Kindheit eigenthümlich ist, galoppirte der kleine Neger, auf das riesige Pferd gekauert, von dannen. Allein geblieben, fragte der König den Lakeien, ob es in Luciennes etwas Neues zu sehen gebe.

„Den Herrn Boucher," antwortete der Diener, „der das große Cabinet der Frau Gräfin malt."

„Ah! Boucher. Der arme gute Boucher ist hier," erwiederte der König mit einer Art von Befriedigung, „und wo, sagen Sie?"

„Im Pavillon, im Cabinete; wünschen Eure Majestät, daß ich Sie zu Herrn Boucher führe?"

„Nein," antwortete der König, „gewiß nicht; ich besuche lieber die Karpfen. Geben Sie mir ein Messer!"

„Ein Messer, Sire?"

„Ja, und ein großes Stück Brod."

Der Diener kam zurück, auf einer Platte von Porcellan aus Japan ein großes rundes Brod tragend, in welchem ein langes und schneidendes Messer stack. Der König winkte dem Diener, ihn zu begleiten, und wendete sich, zufriedengestellt, dem Weiher zu. Es war eine

Familientradition, die Karpfen zu füttern. Der große König unterließ es keinen einzigen Tag. Ludwig XV. setzte sich auf eine moosige Bank, von wo er eine reizende Fernschau genoß. Diese umfaßte zunächst den kleinen See mit dessen Rasenufern; jenseits das zwischen zwei Hügeln angelegte Dorf, von denen der Eine, jener gegen Westen, sich steil erhebt, wie Virgil's bemooseter Felsen, so, daß die strohgedeckten Häuser, die er trägt, in eine Schachtel voll Farnkraut eingepackte Kinderspielzeuge scheinen. Weiterhin die Giebel von Saint-Germain, seine riesigen Treppen, und die unendlichen Gebüsche seiner Terasse, noch weiterhin die blauen Abhänge von Saunois und von Corneilles, endlich ein mit Rosa und Grau gefärbter Himmel, all das überwölbend, wie es eine neue prächtige kupferne Kuppel gethan hätte. Das Wetter war stürmisch, das Laubwerk hob sich schwarz ab auf den Wiesen von zartem Grün; das Wasser, unbeweglich und glatt wie eine große Oberfläche von Oel, lochte sich bisweilen plötzlich, wenn aus seinen graugrünen Tiefen irgend ein Fisch, gleich einem Silberblitze, sich emporschwang, um nach der ihre langen Füße auf dem Wasser schleppenden Weihermücke zu schnappen. Dann erweiterten sich große bebende Kreise auf der Oberfläche des See's, und mohreten*) den ganzen Wasserspiegel mit weißen Kreisen, vermischt mit schwarzen Kreisen. Man sah auch auf den Gestaden die ungeheuern Schnau-

---

*) Moirer-mohren, moiriren, auf Mohrart wässern, wie man es an gewissen Kleidungsstoffen sieht, oder an sogenannten gewässerten Bändern. D. Ü.

zen der schweigsamen Fische sich erheben, welche, überzeugt, niemals der Angel oder dem Netze zu begegnen, herankamen, den hangenden Klee auszusaugen, und mit ihren großen starren Augen, die nicht zu sehen scheinen, die kleinen grauen Eidechsen und die grünen Frösche zwischen den Binsen sich ergötzen zu schauen. Als der König wie ein Mann, welcher seine Zeit zu verlieren weiß, die Gegend nach allen Richtungen betrachtet hatte, mit Einschluß der Häuser des Dorfes und der Dörfer der Fernschau, nahm er das Brod von dem neben ihn gestellten Teller, und begann, es in große Bissen zu zerschneiden. Die Karpfen hörten den Laut der Klinge auf der Kruste, und mit diesem Geräusche vertraut, das ihnen das Mittagsessen verkündete, kamen sie so zahlreich und so nahe als möglich, um sich Seiner Majestät zu zeigen, damit es ihr gefalle, ihnen ihr tägliches Mahl zu spenden. Sie machten es gerade so bei dem nächsten besten Lakeien, aber der König glaubte natürlich, daß sie seinetwegen sich diese Mühe geben. Er warf die Stücke Brod, eines nach dem andern, hinein, die, anfangs untergehend, dann wieder auf die Oberfläche des Wassers kommend, eine Zeit lang bestritten wurden, dann plötzlich zerbröckelnd, vom Wasser aufgelöset, in einem Augenblicke verschwanden. Es war in der That ein ziemlich wunderlicher und ziemlich ergötzlicher Anblick, alle diese Krusten zu sehen, von unsichtbaren Schnauzen getrieben, und auf dem Wasser bis zu dem Momente gaukelnd, da sie für immer versanken. Nach Verlauf einer halben Stunde genossen Seine Majestät, welche so geduldig waren, ungefähr hundert Stückchen Brod zu schneiden, die Befrie-

digung, keines mehr oben auf schwimmen zu sehen. Aber dann langweilte sich auch der König, und erinnerte sich, daß Herr Boucher ihm eine weitere Zerstreuung bieten könnte: diese Zerstreuung war freilich weniger pikant, als jene der Karpfen, aber auf dem Lande nimmt man, was man findet.

Ludwig der XV. begab sich also in den Pavillon. Boucher war schon unterrichtet. Fortwährend malend, oder vielmehr fortwährend sich stellend, als ob er male, folgte er dem Könige mit den Augen; er sah ihn nach dem Pavillon gehen, ordnete ganz freudig sein Jabot, zog seine Manschetten, und stieg auf seine Leiter; denn man hatte ihm eingeschärft, sich die Miene zu geben, als wisse er nicht, daß der König zu Luciennes sey. Er hörte den Fußboden unter den Schritten des Herrn dröhnen, und begann einen bausbäckigen Amor zu pinseln, der eine Rose einer jungen Schäferin raubte, die ein Leibchen von blauem Atlasse und einen Strohhut trug. Die Hand zitterte ihm, sein Herz pochte. Ludwig XV. blieb auf der Schwelle stehen. „Ah! Herr Boucher," sagte er zu ihm, „wie riechen Sie nach Terpentinöl!"

Und er ging weiter. Der arme Boucher erwartete, so wenig Künstler der König war, ein anderes Compliment, und wäre beinahe von seiner Leiter herabgefallen. Er stieg herab, und ging mit Thränen in den Augen fort, ohne seine Palette abzuschaben und ohne seine Pinsel zu waschen, was er jedoch jeden Abend zu thun nicht unterließ.

Seine Majestät zogen ihre Uhr. Es war sieben

Uhr. Ludwig XV. kehrte in das Schloß zurück, neckte den Affen, brachte den Papageien zum schwätzen, und zog aus den Wandgestellen alle chinesischen Porcellanwaaren, die sie enthielten, eine nach der andern. Die Nacht kam. Seine Majestät liebten die dunklen Gemächer nicht; man zündete die Kerzen an. Aber sie liebten eben so wenig die Einsamkeit.

„Meine Pferde in einer Viertelstunde," sagte der König. „Meiner Treue," fügte er bei, „ich gebe ihr noch eine Viertelstunde, keine Minute mehr."

Und Ludwig XV. legte sich auf das Sopha, dem Kamine gegenüber, und machte sich's zur Aufgabe, zu warten, bis die fünfzehn Minuten, nämlich neunhundert Secunden, verstrichen seyn würden. Bei der vierhundertsten Bewegung der Unruhe der Pendeluhr, welche einen blauen Elephanten vorstellte, auf welchem eine rosenrothe Sultanin ritt, schliefen Seine Majestät ein. Wie man sich denken kann, hütete sich der Lakei, welcher mit der Meldung kam, daß der Wagen bereit sey, als er ihn schlafen sah, wohl, ihn zu wecken. Diese Aufmerksamkeit für den erlauchten Schlaf hatte zur Folge, daß der König, von selbst erwachend, sich gegenüber Madame Dubarry sah, sehr wenig entschlummert, wenigstens wie es schien, und die ihn aufmerksam anschaute. Zamore, in einer Ecke der Thüre, harrete des ersten Befehles.

„Ah! Sie sind da, Gräfin," sagte der König, indem er sitzen blieb, aber seine senkrechte Stellung wieder einnahm.

„Ja wohl, Sire, da bin ich, und sogar seit sehr langer Zeit," antwortete die Gräfin.

„O! das heißt: seit langer Zeit...“

„Ei, seit einer Stunde wenigstens. O! wie Eure Majestät schlafen!“

„Meiner Treue, hören Sie doch, Gräfin, Sie waren nicht da, und ich langweilte mich sehr; zudem schlief ich bei Nacht schlecht. Wissen Sie, daß ich fortfahren wollte?“

„Ja; ich sah die Pferde Eurer Majestät angespannt.“

Der König schaute auf die Pendeluhr. „O! schon halb eilf Uhr!“ sagte er; „ich schlief beinahe drei Stunden lang.“

„Ganz so lange, Sire; nun sagen Sie, daß man zu Luciennes nicht gut schläft!“

„Meiner Treue, ja! Aber was Teufels seh' ich da?“ rief der König aus, Zamoren erblickend.

„Sie sehen den Gouverneur von Luciennes, Sire.“

„Noch nicht, noch nicht,“ erwiederte der König lachend; „trägt da der Schlingel die Uniform schon, bevor er ernannt ist! Er rechnet also wohl auf meine Zusage?“

„Sire, Ihr Wort ist heilig, und wir Alle haben das Recht, darauf zu rechnen. Aber Zamore hat mehr, als Ihr Wort, oder vielmehr weniger, als Ihr Wort, Sire, er hat sein Patent.“

„Wie?“

„Der Vicekanzler hat es mir geschickt: hier ist es. Nun ist der Eid die einzige Förmlichkeit, die zu seiner Einweisung fehlt; nehmen Sie ihm schnell den Eid ab und er bewache uns.“

„Kommen Sie näher, Herr Gouverneur!“ sagte der König.

Zamore näherte sich; er trug eine Uniform mit gesticktem Kragen, Capitainsepauletten, ein kurzes Beinkleid, seidene Strümpfe, und den Degen bratspießförmig. Er ging steif und gravitätisch, einen ungeheuern dreieckigen Hut unter dem Arme.

„Wird er auch nur den Eid zu leisten wissen?“ fragte der König.

„O! ja wohl; versuchen Sie es, Sire.“

„Treten Sie nach Befehl vor!“ sagte der König, diese schwarze Puppe neugierig anschauend.

„Auf die Knie! gebot die Gräfin.

„Schwören Sie!“ fügte Ludwig XV. bei.

Das Kind legte eine Hand auf sein Herz, die andere in die Hände des Königs, und sagte: „Ich schwöre Treue und Unterwürfigkeit meinem Herrn und meiner Herrin; ich schwöre, das Schloß, dessen Bewachung man mir anvertrauet, bis auf den Tod zu vertheidigen, und eher den letzten Topf Eingemachtes in demselben zu essen, als im Falle eines Angriffes mich zu ergeben.“

Der König begann sowohl über die Formel des Eides, als über den Ernst zu lachen, womit Zamore ihn aussprach. „In Folge dieses Eides,“ versetzte der König, indem er wieder den schicklichen Ernst annahm, „übertrage ich Ihnen, Herr Gouverneur, das Recht der hohen und niedern Gerichtsbarkeit über Alle, welche die Luft, die Erde, das Feuer und das Wasser dieses Palastes bewohnen.“

„Ich danke, Herr," sagte Zamore, wieder sich erhebend.

„Und nun," sagte der König, „führe Dein schönes Kleid in die Küchen spazieren, und laß uns ruhig. Geh!"

Zamore ging fort. Als Zamore durch die eine Thüre hinausging, trat Chon durch die andere ein.

„Ah! Sie sind's, liebe Chon. Guten Tag, Chon."

Der König zog sie auf seine Knie, und küßte sie. „Nun, meine liebe Chon," fuhr er fort, „Du wirst mir die Wahrheit sagen."

„Ah! nehmen Sie sich in Acht, Sire, Sie kommen übel an. Die Wahrheit! Ich glaube, dieß wäre das erstemal in meinem Leben. Wenn Sie die Wahrheit erfahren wollen, so wenden sie sich an Jeanne; sie kann nicht lügen."

„Ist's wahr, Gräfin?"

„Sire, Chon hat eine allzu gute Meinung von mir. Das Beispiel hat mich angesteckt, und vorzüglich seit heute Abend bin ich entschlossen, wie eine wahre Gräfin zu lügen, wenn die Wahrheit nicht gut sagen ist."

„Ah!" äußerte der König, „es scheint, daß Chon mir etwas zu verhehlen hat."

„Meiner Treue, nein."

„Irgend einen kleinen Herzog, irgend einen kleinen Marquis, irgend einen kleinen Vicomte, den man besucht haben wird."

„Ich glaube nicht," versetzte die Gräfin.

„Was sagt Chon dazu?"

„Wir glauben nicht, Sire."

„Es wird nöthig seyn, daß ich von der Polizei mir einen Rapport darüber machen lasse."

„Von jener des Herrn von Sartines oder von der meinigen?"

„Von jener des Herrn von Sartines."

„Wie viel werden Sie dafür bezahlen?"

„Wenn er mir seltsame Dinge meldet, werde ich nicht marken."

„Dann geben Sie meiner Polizei den Vorzug, und nehmen Sie meinen Rapport. Ich werde Sie königlich bedienen."

„Sie werden sich selbst verkaufen?"

„Warum nicht, wenn die Summe so viel werth ist, als das Geheimniß."

„Wohlan, meinetwegen! Hören wir den Rapport. Aber vorzüglich... keine Lügen!"

„Frankreich, Sie beleidigen mich."

„Ich will damit sagen, keine Schleichwege."

„Wohlan, Sire, richten Sie die Gelder her; hier ist der Rapport.

„Ich hab' sie schon," sagte der König, indem er auf dem Boden seiner Tasche einige Goldstücke klingen ließ.

„Vor Allem: die Gräfin, Madame Dubarry, ist gegen zwei Uhr Nachmittags in Paris gesehen worden."

„Weiter, weiter; ich weiß dieß."

„Straße Valois."

„Ich stelle es nicht in Abrede."

„Gegen sechs Uhr kam Zamore zu ihr."

„Auch dieß ist möglich: aber was wollte Madame Dubarry in der Straße Valois machen?"

„Sie begab sich nach Hause."

„Ich verstehe wohl; aber warum begab sie sich nach Hause?"

„Um ihre Pathe*) zu erwarten."

„Ihre Pathe!" erwiederte der König mit einer Grimasse, die er nicht völlig verhehlen konnte; „sie läßt sich also taufen?"

„Ja, Sire, über den großen Wässern von Versailles."

„Meiner Treue, sie hat Unrecht; das Heidenthum stand ihr so gut."

„Was wollen Sie, Sire? Sie wissen das Sprichwort: Man will haben, was man nicht hat."

„So, daß wir eine Vorstellerin haben wollen?"

„Und wir haben sie, Sire."

Der König schauderte und zuckte die Achseln.

„Ich liebe diese Bewegung sehr, Sire; sie beweiset mir, daß Eure Majestät höchst betrübt wären, die Niederlage der Grammont, der Guémenée, und aller dieser Zierpuppen des Hofes zu sehen."

„Was beliebt?"

„Nun ja, Sie verbünden sich mit allen diesen Leuten da?"

„Ich verbünde mich? Gräfin, merken Sie sich's, daß der König sich nur mit Königen verbündet."

„Es ist wahr; aber alle Ihre Könige sind die Freunde des Herrn von Choiseul."

*) **Marraine** (Pathe) hieß die Dame, welche eine andere Dame bei Hofe vorstellte. Wir geben hier das Wort „Pathe" zum Verständnisse der Antwort des Königs, werden aber, wie bisher, das bezeichnendere Wort: „Vorstellerin," beibehalten. D. Ü.

„Kommen wir auf Ihre Vorstellerin zurück, Gräfin.“

„Das ist mir lieber, Sire.“

„Es ist Ihnen also gelungen, eine zu fabriziren?“

„Ich habe sie schon ganz fertig, und zudem von guter Façon, gefunden, eine Gräfin von Béarn, eine fürstliche Familie, die regiert hat, nichts Geringeres. Dieß wird den durch Heirath Verwandten der durch Heirath mit den Stuarts Verwandten nicht entehren, hoff' ich.“

„Die Gräfin von Béarn?“ fragte der König mit Erstaunen; „ich kenne nur Eine, die in der Gegend von Verdun wohnen muß.“

„Das ist die Nämliche; sie hat eigens diese Reise unternommen.“

„Und sie wird Ihnen die Hand reichen?“

„Die beiden Hände.“

„Und wann?“

„Morgen um eilf Uhr in der Frühe wird sie die Ehre haben, von mir in geheimer Audienz empfangen zu werden, und zu gleicher Zeit, wenn die Anfrage nicht unbescheiden ist, den König bitten, ihr einen Tag zu bestimmen, und Sie werden ihr den möglichst nächsten bestimmen, nicht wahr, Herr Frankreich?“

Der König begann zu lachen, aber nicht herzlich. „Ohne Zweifel, ohne Zweifel,“ versetzte er, der Gräfin die Hand küßend. Dann rief er plötzlich aus: „Morgen um eilf Uhr!“

„Ja, zur Frühstücksstunde.“

„Unmöglich, liebe Freundin.“

„Wie, unmöglich!“

„Ich frühstücke nicht hier, ich kehre diesen Abend zurück.“

„Was ist dieß wieder?“ fragte Madame Dubarry, die ihr Herz zu Eis erstarren fühlte. „Sie fahren fort, Sire?“

„Ich muß wohl, liebe Gräfin; ich gab Sartines wegen einer sehr dringenden Arbeit Rendez-vous.“

„Wie es Ihnen belieben wird, Sire; aber Sie werden wenigstens soupiren, hoff' ich.“

„O! ja, ich werde vielleicht soupiren... ja, ich bin ziemlich hungerig; ich werde soupiren.“

„Laß auftragen, Chon,“ sagte die Gräfin zu ihrer Schwester, indem sie ihr einen besondern Wink gab, der ohne Zweifel auf eine zum voraus verabredete Sache sich bezog.

Chon ging hinaus. Der König hatte das Zeichen in einem Spiegel gesehen, und obwohl er es nicht verstehen konnte, ahnete er doch eine Falle. „Wohlan, nein, nein,“ äußerte er, „es ist sogar unmöglich, zu soupiren. Ich muß gleich auf der Stelle fortfahren. Die Unterschriften erwarten mich; es ist heute Sonnabend.“

„Nun, meinetwegen! Dann will ich die Pferde vorführen lassen.“

„Ja, liebe Schöne.“

„Chon!“ Chon erschien wieder.

„Die Pferde des Königs,“ sagte die Gräfin.

„Gut,“ erwiederte Chon mit einem Lächeln.

Und sie ging wieder fort. Einen Augenblick nachher hörte man ihre Stimme, die im Vorzimmer rief: „Die Pferde des Königs!“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der König amüsirt sich.

Der König, über seine Auctoritätsbethätigung entzückt, welche die Gräfin dafür bestrafte, daß sie ihn warten ließ, während sie ihn zu gleicher Zeit von der Langeweile der Vorstellung befreite, ging gegen die Thüre des Salons. Chon kam zurück. „Nun, sehen Sie meinen Dienst?"

„Nein, Sire, Niemand von den Leuten Eurer Majestät ist in den Vorzimmern."

Der König trat nun bis zur Thüre vor. „Meinen Dienst!" rief er.

Niemand antwortete; man hätte meinen mögen, daß das stumme Schloß nicht einmal ein Echo habe.

„Wer Teufels sollte glauben," sagte der König, in das Zimmer zurückkehrend, „daß ich der Enkel desjenigen bin, der gesagt hat: „Ich habe beinahe gewartet!"

Und er trat an's Fenster, das er öffnete. Aber der Schloßplatz war leer, wie die Vorzimmer: weder Pferde, noch Piqueurs, noch Gardisten. Nur die Nacht zeigte sich den Augen und dem Gemüthe in ihrer vollen Ruhe, und in ihrer ganzen Majestät, von einem wunderschönen Monde erhellt, der die gleich bewegten Wellen zitternden Wipfel der Bäume der Wälder von Chatou wies, und Millionen leuchtender Flinder der Seine entlockte, der riesigen und trägen Schlange, deren Krümmungen man von Bougival bis Maisons; das heißt: Kreuz- und Querschlängelungen vier bis fünf Meilen weit, folgen konnte. Dann improvisirte inmitten von allem dem eine

Nachtigal einen von jenen wundersamen Gesängen, wie man sie nur während des Monates Mai hört, wie wenn ihre fröhlichen Töne eine ihrer würdige Natur bloß während jener ersten Frühlingstage finden könnten, die man, kaum gekommen, fliehen fühlt. Diese ganze Harmonie war für Ludwig **XV.**, einen wenig schwärmerischen, wenig dichterischen, wenig künstlerischen, aber sehr materiellen König, verloren. „Nun Gräfin," sagte er ärgerlich, „befehlen Sie, ich bitte Sie darum. Was Teufels, dieser Spaß muß ein Ende haben."

„Sire," antwortete die Gräfin mit jenem anmuthigen Schmollen, mit dem sie fast immer ihren Zweck erreichte, „nicht ich befehle hier."

„Jedenfalls ich eben so wenig," sagte Ludwig **XV.**, „denn Sie sehen ja, wie man mir gehorcht."

„Ich eben so wenig, als Sie, Sire."

„Wer denn sonst? Sie, Chon?"

„Ich habe Mühe genug, zu gehorchen," antwortete diejenige Frau, die auf der andern Seite des Zimmers in einem Lehnstuhle saß, wo sie ein Gegenstück zur Gräfin bildete, „ich brauche mir nicht auch noch jene des Befehlens zu geben."

„Aber wer ist denn hernach der Herr?"

„Ei, Sire, der Herr Gouverneur."

„Herr Zamore?"

„Ja."

„Das ist richtig; man schelle Jemandem."

Die Gräfin streckte mit einer Geberde anbetungswürdiger Läßigkeit den Arm nach einer seidenen Klingelschnur aus, deren Griff eine Eichel von Perlen war,

und schellte. Ein Lakei, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon zum voraus eingeschult war, befand sich im Vorzimmer, und erschien.

„Der Gouverneur komme," sagte der König.

„Der Gouverneur," antwortete der Lakei ehrerbietig, „wacht über das kostbare Leben Eurer Majestät."

„Wo ist er?"

„Er macht die Runde."

„Er macht die Runde?" wiederholte der König.

„Mit vier Offizieren," antwortete der Lakei.

„Gerade wie Herr von Marlborough," rief die Gräfin aus.

Der König konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Ja, das ist drollig," sagte er, „aber dieß hindert nicht, daß man anspanne."

„Sire, der Herr Gouverneur hat die Ställe verschließen lassen, aus Furcht, daß sie irgend einem Missethäter ein Versteck gewähren möchten."

„Wo sind meine Piqueurs?"

„In den Nebengebäuden, Sire."

„Was thun sie?"

„Sie schlafen."

„Wie! Sie schlafen?"

„Auf Befehl."

„Auf wessen Befehl?"

„Auf Befehl des Gouverneurs."

„Aber die Thore?" fragte der König.

„Welche Thore, Sire?"

„Die Schloßthore."

„Sie sind geschlossen."

„Sehr wohl. Aber man kann sich die Schlüssel dazu verschaffen?"

„Sire, die Schlüssel stecken im Gürtel des Gouverneurs."

„Das ist ein sehr gut besorgtes Schloß," äußerte der König. „Alle Wetter! Welch ein Befehl!"

Der Lakei entfernte sich, als er sah, daß der König keine weiteren Fragen mehr an ihn stellte. Die Gräfin, in einem Lehnstuhle hingestreckt, biß leicht in eine weiße Rose, neben welcher ihre Lippen Corallen schienen. „Nun, Sire," sagte sie mit jenem sehnenden Lächeln, das nur ihr eigenthümlich war, „ich fühle Mitleiden mit Euer Majestät; nehmen Sie meinen Arm, und brechen wir zum Nachforschen auf. Chon, erhelle den Weg."

Chon ging zuerst hinaus, die Vorhut bildend, und bereit, die Gefahren zu signalisiren, wenn sich welche zeigen sollten. Bei der Wendung des ersten Corridors begann ein Wohlgeruch, der den Appetit des zartgaumigsten Feinschmeckers geweckt hätte, die Nase des Königs anzulocken. „Ah! Ah!" sagte er, indem er stehen blieb, „was ist denn dieß für ein Duft, Gräfin?"

„Ei, Sire, jener des Abendessens. Ich glaubte, daß der König mir die Ehre erweisen würde, zu Luciennes zu soupiren, und traf also die nöthigen Vorkehrungen."

Ludwig XV. athmete einigemale den gastronomischen Wohlgeruch ein, fortwährend bei sich überlegend, daß sein Magen ihm bereits seit einiger Zeit Zeichen seines Daseyns gab; daß er, Lärm schlagend, eine halbe Stunde brauchen würde, seine Piqueurs zu wecken, eine Viertelstunde, um die Pferde anzuspannen, zehn Minuten, um

nach Marly zu fahren, daß er in Marly, wo er nicht erwartet war, nur ein „im Falle" finden würde; er athmete wieder den verführerischen Duft ein, und blieb, die Gräfin führend, vor der Thüre des Speisesaales stehen. Zwei Gedecke lagen auf einer glänzend erleuchteten und prächtig servirten Tafel. „Alle Wetter!" sagte Ludwig XV., „Sie haben einen guten Koch, Gräfin."

„Sire, es war gerade heute sein Probestück, und der arme Teufel hatte Wunder gewirkt, um den Beifall Eurer Majestät zu verdienen. Er ist im Stande, sich den Hals abzuschneiden, wie jener arme Vatel."

„Wirklich! Glauben Sie?" fragte Ludwig XV.

„Vorzüglich war's ein Pfannkuchen von Fasaneneiern, Sire, auf den er rechnete."

„Ein Pfannkuchen von Fasaneneiern! Gerade die Pfannkuchen von Fasaneneiern esse ich außerordentlich gerne."

„Sehen Sie, welches Unglück!"

„Wohlan, Gräfin, machen wir Ihrem Koche keinen Verdruß," versetzte der König lachend, „und vielleicht wird, während wir soupiren, Herr Zamore von seiner Runde zurückkehren."

„Ah! Sire, das ist eine triumphirende Idee," erwiederte die Gräfin, ohne ihre Zufriedenheit verbergen zu können, ihn in ihre Gewalt bekommen zu haben. „Kommen Sie, Sire, kommen Sie!"

„Aber wer wird uns bedienen?" fragte der König, vergebens nach einem einzigen Lakeien sich umschauend.

„Ah! Sire,“ antwortete Madame Dubarry, „dünkt Ihnen Ihr Café schlechter wenn ich Ihnen denselben reiche?“

„Nein, Gräfin, und ich werde dieß sogar sagen, wenn Sie ihn machen.“

„Nun denn, kommen Sie also, Sire!“

„Nur zwei Gedecke!“ äußerte der König. „Hat denn Chon bereits soupirt?“

„Sire, man hätte ohne einen ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät nicht gewagt . . .“

„Was da!“ unterbrach sie der König, indem er selbst einen Teller und ein Gedeck auf einem Wandgegestelle nahm. „Komm, liebe Chon, dort, uns gegenüber!“

„O! Sire . . .“ sagte Chon.

„O! ja, spiele die sehr demüthige und sehr gehorsame Unterthanin, Heuchlerin! Setzen Sie sich daher, Gräfin, neben mich, an meine Seite. Was für ein reizendes Profil Sie haben!“

„Sie bemerken dieß heute, Herr Frankreich?“

„Was wollen Sie? Ich habe die Gewohnheit angenommen, Sie von vorne anzuschauen, Gräfin. Gewiß Ihr Koch ist ein sehr geschickter Koch; welche Kraftbrühe!“

„Ich habe also Recht gehabt, den Andern fortzuzuschicken?“

„Vollkommen Recht.“

„Dann folgen Sie meinem Beispiele, Sire; Sie sehen, daß man dabei nur gewinnen kann.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich habe meinen Choiseul fortgeschickt, schicken Sie den Ihrigen fort."

„Nichts von Politik, Gräfin; geben Sie mir von diesem Madeira."

Der König reichte sein Glas hin; die Gräfin nahm eine Carafine mit engem Halse, und bediente den König. Der Druck machte die Finger des holdseligen Mundschenken weiß, und die Nägel roth.

„Schenken Sie lange und langsam ein, Gräfin," sagte der König.

„Um Ihren Likör nicht trübe zu machen, Sire?"

„Nein, damit Sie mir Zeit geben, Ihre Hand zu sehen."

„Ah! wahrhaftig, Sire," versetzte die Gräfin lachend, „Eure Majestät sind im Zuge, Entdeckungen zu machen."

„Meiner Treue, ja," sagte der König, dessen guter Humor sich nach und nach wieder einstellte, „und ich glaube, daß ich ganz nahe daran bin, zu entdecken ..."

„Eine Welt?" fragte die Gräfin.

„Nein, nein," entgegnete der König; „eine Welt... das ist zu ehrsüchtig, und ich habe schon an einem Königreiche genug. Aber eine Insel, einen kleinen Winkel der Erde, einen bezauberten Berg, einen Palast, dessen Armida eine schöne Dame von meinen Freundinnen seyn wird, und dessen Eingang alle Arten von Ungeheuern vertheidigen werden, wenn es mir zu vergessen belieben wird."

„Sire," sagte die Gräfin, indem sie dem Könige eine Carafine in Eis abgekühlten Champagner reichte,

eine damals völlig neue Erfindung, „da ist gerade ein aus dem Fluße Lethe geschöpftes Wasser."

„Aus dem Fluße Lethe, Gräfin? Wissen Sie es gewiß?"

„Ja, Sire; der arme Jean hat es aus der Unterwelt zurückgebracht, in die er eben erst zu drei Viertheilen hinabgestiegen ist."

„Gräfin," erwiederte der König, sein Glas erhebend: „auf seine glückliche Auferstehung, aber nichts von Politik, ich bitte Sie!"

„Dann weiß ich nicht mehr, wovon ich sprechen soll, Sire; und wenn Eure Majestät eine Geschichte erzählen möchten, da Sie so gut erzählen..."

„Nein, aber ich will Ihnen Verse vortragen."

„Verse!" rief Madame Dubarry aus.

„Ja, Verse; was liegt darin Erstaunliches?"

„Eure Majestät können sie nicht ausstehen?"

„Parbleu! unter hunderttausend, welche fabrizirt werden, sind neunzigtausend gegen mich."

„Und jene, die Eure Majestät mir vortragen wollen, gehören zu den zehntausend, welche nicht zu bewirken vermögen, daß die übrigen neunzigtausend vor Ihren Augen Gnade finden?"

„Nein, Gräfin, jene, die ich Ihnen vortragen will, sind an Sie gerichtet."

„An mich?"

„An Sie."

„Und von wem?"

„Von Herrn von Voltaire."

„Und er beauftragt Eure Majestät..."

„Durchaus nicht; er adressirte sie unmittelbar an Eure Hoheit.“

„So geradezu, ohne Brief?“

„Im Gegentheile, mit einem ganz charmanten Briefe.“

„Ah! ich begreife: Eure Majestät haben diesen Morgen mit Ihrem Postdirector gearbeitet.“

„So ist's.“

„Lesen Sie, Sire, lesen Sie die Verse des Herrn von Voltaire!“

Ludwig XV. entfaltete ein kleines Papier, und las:

„Der Freuden Göttin, Grazienmutter, zarte,
Warum wird denn auf Paphos heiterm Feld',
Verfolgt von Dir, die Haß mit Ungnad paarte,
Indem Verderben brütest Du, ein Held?
Ulysses ist dem Vaterlande theuer,
Und Agamemnons Stütze; seine Kraft,
Durch List, durch seines Geistes Feuer,
Den Muth des stolzen Ilion erschlafft.
Die Götter, Venus, mögen Dir liebkosen,
Durch Schönheit herrsche über jedes Herz,
In süßem Taumel pflücke Dir die Rosen
Der höchsten Lust, doch lächle unserm Schmerz!
Beschwichtige Neptuns ergrimmtes Tosen;
Ulysses, der Trojaner Todesschrecken,
Den mit Verfolgung jetzt Dein Zorn bekriegt,
Vermag der Schönheit Furcht nur zu erwecken,
Wenn seufzend er zu ihren Füssen liegt.“

„Gewiß, Sire,“ sagte die Gräfin, ob der poetischen Zusendung mehr gereizt als dankbar, „gewiß, Herr von Voltaire will sich mit Ihnen aussöhnen.“

„O! was dieß betrifft, so ist's vergebliche Mühe,“ versetzte Ludwig XV.; „er ist ein unruhiger Kopf, der

Alles in die Enge treiben würde, wenn er nach Paris zurückkäme. Er soll zu seinem Freunde gehen, zu meinem Vetter Friedrich II. Es ist schon genug, daß wir den Herrn Rousseau haben. Aber nehmen Sie doch diese Verse, Gräfin, und denken Sie darüber nach."

Die Gräfin nahm das Papier, rollte es in Form eines Fidibus, und legte es neben ihren Teller. Der König schaute ihr zu.

„Sire," sagte Chon, „ein wenig von diesem Tokayer."

„Er kommt aus den Kellern Seiner Majestät, des Kaisers von Oesterreich," bemerkte die Gräfin; „fassen Sie Vertrauen, Sire."

„O! aus den Kellern des Kaisers," entgegnete der König; „nur ich habe welchen."

„Daher hab' ich ihn von Ihrem Kellermeister, Sire."

„Wie! Sie haben verführt?"

„Nein, ich habe anbefohlen."

„Gut geantwortet, Gräfin. Der König ist ein Dummkopf."

„O! ja, aber der Herr Frankreich..."

„Der Herr Frankreich hat wenigstens so viel Geist, Sie herzlich zu lieben."

„Ah! Sire, warum sind Sie nicht wirklich der Herr Frankreich kurz weg?"

„Gräfin, nichts von Politik."

„Wird der König Café trinken?" fragte Chon.

„Allerdings."

„Und Seine Majestät werden ihn wie gewöhnlich anzünden?" fragte die Gräfin.

„Wenn die Burgfrau nichts dagegen hat."

Die Gräfin stand auf.

„Was machen Sie?“

„Ich will Sie bedienen, Monseigneur.“

„Nun,“ sagte der König, indem er sich auf seinem Stuhle wie ein Mann ausstreckte, der vortrefflich soupirt, und durch ein gutes Mahl sich in eine heitere Laune versetzt hat, „nun, ich sehe, daß ich nichts Besseres thun kann, als Sie gewähren lassen, Gräfin.“

Die Gräfin brachte auf einem silbernen Kohlenbecken eine kleine Cafékanne mit dem siedenden Mokka, dann stellte sie vor den König einen Teller hin, auf welchem eine Tasse von vergoldetem Silber und ein kleines Fläschchen von Krystallglas sich befanden; dann legte sie neben den Teller ein kleines Anzündpapier. Mit jener gespannten Aufmerksamkeit, welche der König gewöhnlich dieser Operation schenkte, berechnete er den Zucker, maß seinen Café, und schenkte sachte die geistige Flüssigkeit hinein, daß der Alkohol obenauf schwamm; dann nahm er das kleine zusammengerollte Papier, zündete es an der Kerze an, und theilte damit die Flamme dem sprudelnden Liköre mit. Dann warf er dieses zusammengerollte Papier in das Kohlenbecken, wo es vollends verbrannte. Fünf Minuten nachher schlürfte er seinen Café mit der vollen Wonne eines vollendeten Feinschmeckers. Die Gräfin ließ ihn gewähren, rief aber bei dem letzten Tropfen aus: „Ah! Sire, Sie haben Ihren Café mit den Versen des Herrn von Voltaire angezündet; dieß wird dem Choiseul Unglück bringen.“

„Ich täuschte mich,“ antwortete der König lachend, „Sie sind keine Fee, Sie sind ein Dämon.“

Die Gräfin stand auf. „Sire,“ fragte sie, „wollen Eure Majestät sehen, ob der Gouverneur zurückgekehrt ist?“

„Ah! Zamore? Pah! Wozu?“

„Um nach Marly zu fahren, Sire.“

„Es ist wahr,“ sagte der König, indem er eine Anstrengung machte, um sich von dem Wohlbehagen loszureissen, das er empfand. „Sehen wir, Gräfin, sehen wir!“

Madame Dubarry gab Chon ein Zeichen, die sich entfernte. Der König begann seine Nachforschung wieder, aber, man muß es gestehen, mit einer Stimmung, welche sehr verschieden von jener war, welche den Beginn dieses Geschäftes leitete. Die Philosophen haben gesagt, daß die düstere oder Rosenfarbe, in welcher dem Menschen die Dinge erscheinen, fast immer von dem Zustande seines Magens abhange. Nun aber, da die Könige Menschenmagen haben, freilich im Allgemeinen minder gute, als jene ihrer Unterthanen, aber ihr Wohlbehagen oder Mißbehagen dem übrigen Leibe mittheilend, gerade wie die andern, schien der König von so charmantem Humor, als es einem Könige möglich ist, ihn zu haben. Nach zehn im Corridor gemachten Schritten, wehte dem Könige ein neuer Wohlgeruch stoßweise entgegen. Eine Thüre, in ein anmuthiges, mit blauem von natürlichen Blumen durchwirkten Atlasse ausgeschlagenes Zimmer führend, that sich auf, und zeigte einen von einem geheimnißvollen Lichte erleuchteten Alkoven, wohin die Schritte der Zauberin seit zwei Stunden gezielt hatten. „Wohlan, Sire,“ sagte sie, „es scheint, daß Zamore noch nicht gekommen ist, daß wir noch immer eingesperrt

sind, und daß, woferne wir uns nicht durch die Fenster aus dem Schlosse davon machen ..."

„Mit den Betttüchern?" fragte der König.

„Sire," antwortete die Gräfin mit einem wunderlieblichen Lächeln, „gebrauchen wir, aber mißbrauchen wir nicht."

Der König breitete lachend die Arme aus, und die Gräfin ließ die schöne Rose fallen, welche auf den Teppich sinkend sich entblätterte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Voltaire und Rousseau.

Wie gesagt, das Schlafzimmer in Luciennes war ein Wunder in Anlage und Einrichtung. Gegen Aufgang gelegen, war es durch die vergoldeten Fensterläden und die Atlaßvorhänge so hermetisch geschlossen, daß das Licht nicht eher hineindrang, als bis es, wie ein Höfling, seinen kleinen und großen Zutritt erhalten hatte. Im Sommer wehten unsichtbare Windrädchen so viel Luft hinein, als tausend Fächer hätten machen können. Es war zehn Uhr, als der König das blaue Zimmer verließ. Dießmal warteten die Equipagen des Königs seit neun Uhr im großen Hofe. Zamore ertheilte mit gekreuzten Armen Befehle, oder stellte sich, als ob er sie ertheile. Der König schaute durch's Fenster, und sah alle die Reiseanstalten. „Was soll dieß bedeuten, Gräfin?" fragte er; „frühstücken wir nicht? Man sollte meinen, daß Sie mich nüchtern fortschicken."

„Gott verhüte es, Sire," antwortete die Gräfin; „aber ich glaubte, daß Eure Majestät Herrn von Sartines nach Marly bestellt hätten."

„Pardieu," versetzte der König, „es dünkt mir, daß man Sartines wohl sagen lassen könnte, er solle zu mir hierher kommen; es ist so nahe."

„Eure Majestät werden mir die Ehre erweisen, zu glauben," erwiederte die Gräfin lächelnd, „daß dieser Gedanke nicht zuerst Ihnen gekommen ist."

„Uebrigens ist auch der Morgen allzuschön, um zu arbeiten; frühstücken wir."

„Sire, es möchte denn doch nöthig seyn, daß Sie mir einige Unterschriften geben."

„Für Frau von Béarn?"

„Ja, und daß Sie mir den Tag bestimmen."

„Welchen Tag?"

„Und die Stunde."

„Welche Stunde?"

„Den Tag und die Stunde meiner Vorstellung."

„Meiner Treue," sagte der König, „Sie haben Ihre Vorstellung gut durchgesetzt, Gräfin. Setzen Sie selbst den Tag fest."

„Sire, den möglichst nächsten."

„Es ist also Alles bereit?"

„Ja."

„Sie haben Ihre drei Bücklinge machen gelernt?"

„Ich glaube wohl; ich übe mich schon ein Jahr lang darin."

„Sie haben Ihr Kleid?"

„Vierundzwanzig Stunden genügen, um es zu machen."

„Sie haben Ihre Vorstellerin?"

„In einer Stunde wird sie hier seyn."

„Wohlan, Gräfin, ich schlage Ihnen einen Vertrag vor."

„Welchen?"

„Sie werden von jenem Handel des Vicomte Jean mit dem Baron von Taverney nicht mehr mit mir sprechen?"

„Wir opfern also den armen Vicomte?"

„Meiner Treue, ja!"

„Wohlan, Sire, wir werden nicht mehr davon sprechen... Der Tag?"

— „Uebermorgen."

„Die Stunde?"

„Zehn Uhr Abends, wie gewöhnlich."

„Es bleibt dabei, Sire?"

„Es bleibt dabei."

„Auf Ihr königliches Wort?"

„So wahr ich ein Edelmann bin."

„Schlag ein, Frankreich!"

Und Madame Dubarry reichte dem Könige ihre hübsche, kleine Hand, in welche Ludwig XV. die seinige fallen ließ. An diesem Morgen widerhallte ganz Luciennes von der Fröhlichkeit des Herrn; er hatte in einem Punkte nachgegeben, in welchem nachzugeben er seit langer Zeit entschlossen war; er hatte in einem andern gewonnen. Es war also lauter Gewinn: er wollte hunderttausend Livres Jean unter der Bedingung geben, sie in den Bädern der Pyrenäen oder von Auvergne durchzubringen, und dieß sollte in Choiseul's Augen für

eine Verbannung gelten. Es gab dabei Louisd'or für die Armen, Kuchen für die Karpfen, und Complimente für die Malereien von Boucher.

Obwohl Seine Majestät am Vorabende vortrefflich soupirt hatten, frühstückten Sie doch mit großem Apetite. Inzwischen hatte es eilf Uhr geschlagen. Fortwährend den König bedienend, schaute die Gräfin auf die Pendeluhr, die ihrer Ungeduld zu langsam ging. Der König nahm sich die Mühe, zu sagen, daß man, wenn die Frau von Béarn käme, sie in den Speisesaal führen könne. Der Caffé wurde aufgetragen, gelobt, getrunken, ohne daß Frau von Béarn kam. Um ein Viertel über eilf Uhr hörte man den Galopp eines Pferdes im Hofe. — Madame Dubarry stand schnell auf, und schaute durch das Fenster. Ein Kourier von Jean Dubarry sprang von einem schweißtriefenden Pferde. Die Gräfin schauderte; aber da sie ihre Besorgniß nicht merken lassen durfte, um den König in seiner guten Stimmung zu erhalten, setzte sie sich wieder neben ihn. Einen Augenblick nachher trat Chon ein, ein Billet in ihrer Hand. Es ließ sich nichts machen, man mußte es lesen.

„Was ist dieß, große Chon? Ein Liebesbriefchen?" fragte der König.

„O! mein Gott, ja, Sire."

„Und von wem?"

„Vom armen Vicomte."

„Ganz gewiß?"

„Ueberzeugen Sie sich gleich selbst."

Der König erkannte die Handschrift, und da er dachte, es könnte in dem Billete von dem Abenteuer zu

Lachaussée die Rede seyn, sagte er, indem er es mit der Hand wegschob: „Gut, gut, es genügt."

Die Gräfin saß auf Dornen. „Das Billet ist für mich?" fragte sie.

„Ja, Gräfin."

„Der König erlaubt? . . ."

„Nur zu, pardieu! Chon wird mir indessen etwas vorplaudern." Und er zog Chon zwischen seine Beine, indem er mit der falschesten Stimme seines Königreiches sang, wie Jean=Jacques sagte:

„Seitdem ich ohne Diener bin,
Ist auch mein ganzes Glück dahin."

Die Gräfin zog sich in eine Fenstervertiefung zurück, und las:

„Erwarten Sie den alten Satan nicht; sie giebt vor, gestern Abends den Fuß sich verbrannt zu haben, und hütet das Bett. Bedanken Sie sich bei Chon für ihre gestrige saubere Ankunft, denn sie ist an Allem Schuld; die Hexe hat sie wieder erkannt, und somit ist unsere Comödie durchgefallen. Es ist ein wahres Glück, daß der kleine Lump Gilbert, der all' das veranlaßt hat, verschwunden ist. Ich würde ihm den Hals umdrehen. Aber wenn ich ihn wieder finde, kann er sich darauf verlassen, daß es ihm nicht entgehen soll. Ich fasse mich kurz. Kommen Sie schnell nach Paris, oder wir stehen wieder auf dem nämlichen Punkte, wie zuvor.

„Jean."

„Was ist's?" fragte der König, dem die plötzliche Blässe der Gräfin auffiel.

„Nichts, Sire; . . . ein Gesundheitsbulletin meines Schwagers.“

„Und es geht mit dem lieben Vicomte immer besser?“

„Immer besser,“ antwortete die Gräfin, „ich danke, Sire. Doch da fährt ein Wagen in den Hof.“

„Ohne Zweifel unsere Gräfin?“

„Nein, Sire, Herr von Sartines ist's.“

„Nun denn!“ sagte der König, als er Madame Dubarry zur Thüre gehen sah.

„Nun denn, Sire,“ erwiederte die Gräfin, „ich lasse Sie allein mit ihm, und mache Toilette.“

„Und Frau von Béarn?“

„Sobald sie kommen wird, Sire, werde ich die Ehre haben, Eure Majestät in Kenntniß zu setzen,“ antwortete die Gräfin, das Billet auf dem Boden der Tasche ihres Morgenanzuges zerknitternd.

„Sie verlassen mich also, Gräfin?“ entgegnete der König mit einem melancholischen Seufzer.

„Sire, es ist heute Sonntag; die Unterschriften, die Unterschriften!“

Und sie reichte dem Könige ihre blühenden Wangen, und der König drückte auf jede derselben einen derben Kuß, worauf sie das Gemach verließ.

„Zum Teufel mit den Unterschriften,“ rief der König, „und mit jenen, die sie holen! Wer hat denn die Minister, die Portefeuilles, und das Papier Tellière erfunden?“

Der König war kaum mit dieser Verwünschung fertig, als der Minister und das Portefeuille durch die Thüre eintraten, welche derjenigen gegenüber lag, durch

welche die Gräfin fortgegangen war. Der König stieß einen zweiten, noch melancholischeren Seufzer aus, als der erste war. „Ah! Sie sind's, Sartines!" sagte er; „wie pünktlich Sie sind!"

Dieß wurde mit einem solchen Tone gesprochen, daß man unmöglich wissen konnte, ob es ein Lob oder ein Tadel war. Herr von Sartines öffnete das Portefeuille, und schickte sich an, die Papiere herauszuziehen. Man hörte nun die Räder eines Wagens über den Sand der Einfahrt rollen.

„Warten Sie, Sartines," sagte der König. Und er eilte an das Fenster. „Wie," rief er aus, „die Gräfin fährt fort?"

„Sie selbst, Sire," antwortete der Minister.

„Sie wartet also auf die Gräfin von Béarn nicht?"

„Sire, ich bin zu glauben geneigt, daß sie überdrüssig ist, auf sie zu warten, und daß sie sie holen will."

„Die Dame sollte jedoch diesen Morgen kommen?"

„Sire, ich bin beinahe überzeugt, daß sie nicht kommen wird."

„Wie, Sie wissen dieß, Sartines?"

„Sire, ich muß es wohl ein wenig wissen, damit Eure Majestät mit mir zufrieden sind."

„Was ist denn geschehen, sagen Sie es mir, Sartines."

„Mit der alten Gräfin, Sire?"

„Ja."

„Was in allen Dingen geschieht Sire; es haben sich Schwierigkeiten eingestellt."

„Hm! Hm! Sire; gestern Abends war es gewisser, als diesen Morgen."

„Die arme Gräfin!" sagte der König, der sich nicht enthalten konnte, einen Freudenstrahl in seinen Augen glänzen zu lassen.

„Ah! Sire, die Quadrupelallianz und der Familienvertrag waren etwas sehr Geringfügiges neben der Angelegenheit der Vorstellung."

„Die arme Gräfin!" wiederholte der König, den Kopf schüttelnd, „sie wird nie ihren Zweck erreichen."

„Ich befürchte es, Sire, woferne nicht Eure Majestät unwillig werden."

„Sie glaubte ihrer Sache so gewiß zu seyn."

„Noch schlimmer für sie ist es," äußerte Herr von Sartines, „daß, wenn sie nicht vor der Ankunft der Frau Dauphine vorgestellt wird, sie wahrscheinlich nicht vorgestellt werden wird."

„Mehr als wahrscheinlich, Sartines, Sie haben Recht. Man sagt, daß meine Schwiegertochter sehr streng, sehr fromm, sehr spröde sey. Die arme Gräfin!"

„Gewiß," versetzte Herr von Sartines, „wird es für Madame Dubarry ein sehr großer Verdruß seyn, nicht vorgestellt zu werden, aber auch Eurer Majestät viele Sorgen ersparen."

„Sie glauben, Sartines?"

„Ohne Zweifel; es wird weniger Neider, Lästerer, Liederdichter, Schmeichler, Klatschereien geben. Würde Madame Dubarry vorgestellt, Sire, so würde uns dieß hunderttausend Francs für die außerordentliche Polizei kosten."

„Wirklich! Die arme Gräfin! Sie wünscht es jedoch sehr.“

„Dann befehlen Eure Majestät, und die Wünsche der Gräfin werden in Erfüllung gehen.“

„Was sprechen Sie da, Sartines?“ rief der König aus. „Sagen Sie aufrichtig, kann ich mich in all das einmengen? Kann ich den Befehl unterzeichnen, gegen Madame Dubarry gefällig zu seyn? Werden Sie mir rathen, Sartines, Sie, ein Mann von Geist, einen Staatsstreich zu vollbringen, um die Laune der Gräfin zu befriedigen?“

„O! nein, Sire. Ich begnüge mich, zu sagen, wie Eure Majestät: Die arme Gräfin!“

„Zudem ist ihre Lage nicht so hoffnungslos. Sie sehen Alles in der Farbe Ihres Amtskleides, Sartines. Wer sagt uns, daß Frau von Béarn sich nicht anders besinnen werde? Wer versichert uns, daß die Frau Dauphine so bald kommen wird? Wir haben noch vier Tage, bevor sie Compiegne erreicht; in vier Tagen läßt sich gar viel thun. Nun, werden wir diesen Morgen arbeiten; Sartines?“

„O! Eure Majestät, nur drei Unterschriften.“ Und der Polizeilieutenant zog ein erstes Papier aus dem Portefeuille.

„O! O!“ sagte der König, „ein geheimer Verhaftbefehl.“

„Ja, Sire.“

„Und gegen wen?“

„Eure Majestät können es sehen.“

„Gegen den Herrn Rousseau? Wer ist dieser Rousseau, Sartines, und was hat er gemacht?"

„Ei, den bürgerlichen Vertrag, Sire."

„Ah! Ah! er lautet gegen Jean=Jacques? Sie wollen ihn in die Bastille stecken?"

„Sire, er hat Scandal gemacht."

„Was Teufels soll er denn nach Ihrer Meinung machen?"

„Ich schlage übrigens nicht vor, in die Bastille ihn zu stecken."

„Wozu nützt dann der Verhaftbefehl?"

„Sire, um die Waffe ganz bereit zu haben."

„Ich wenigstens lege keinen Werth auf Ihre Philosophen," äußerte der König.

„Und Eure Majestät haben sehr Recht, keinen Werth darauf zu legen," versetzte Sartines.

„Aber man würde schreien, sehen Sie; zudem glaub' ich, daß man seine Anwesenheit in Paris bewilligt hatte."

„Geduldet, Sire, doch unter der Bedingung, daß er sich nicht zeigen sollte."

„Und er zeigt sich?"

„Er thut nichts Anderes."

„In seiner armenischen Tracht?"

„O! nein, Sire, wir ließen ihm bedeuten, sie abzulegen."

„Und er gehorchte?"

„Ja, schrie aber über Verfolgung."

„Und wie kleidet er sich jetzt?"

„Wie Jedermann, Sire."

„Dann ist das Scandal nicht groß."

„Wie, Sire! Rathen Sie, wohin er, ein Mann, dem man sich zu zeigen verbietet, täglich geht?"

„Zu dem Marschalle von Luxemburg, zu Herrn d'Alembert, zu Frau von Epinay?"

„In das Caféhaus zur Regentschaft, Sire! Er spielt dort an jedem Abende Schach, aus Starrsinn, denn er verliert immer, und an jedem Abende bedarf ich einer Brigade, um die Versammlung zu überwachen, die sich um sein Haus herum bildet."

„Ja doch," bemerkte der König, „die Pariser sind noch dümmer, als wofür ich sie hielt. Lassen Sie dieselben sich damit ergötzen, Sartines, während dieser Zeit werden sie nicht über Elend schreien."

„Ja, Sire, aber wenn er eines schönen Tages es sich einfallen ließe, Reden zu halten, wie er es in London machte?"

„O! dann, da es ein Verbrechen, und ein öffentliches Verbrechen wäre, bedürften Sie keines geheimen Verhaftbefehles, Sartines."

Der Polizeilieutenant sah, daß die Verhaftung Rousseau's eine Maßregel sey, deren königliche Verantwortlichkeit der König abzuwenden wünschte, und bestand nicht weiter darauf. „Nun, Sire," sagte Herr von Sartines, „handelt es sich um einen andern Philosophen."

„Wieder?" antwortete der König überdrüssig; „wird es denn kein Ende mit ihnen nehmen?"

„Ah! Sire, sie enden mit uns nicht."

„Und um welchen handelt es sich?"

„Um Herrn von Voltaire."

„Ist auch er nach Frankreich zurückgekehrt?"

„Nein, Sire, und es wäre vielleicht besser, wenn er dort wäre; wenigstens könnten wir ihn überwachen.“

„Was hat er gethan?“

„Er thut nichts, sondern seine Anhänger: es ist von nichts Geringerem die Rede, als ihm eine Statue zu errichten.“

„Eine Reiterstatue?“

„Nein, Sire, und dennoch ist er ein gewaltiger Städteeroberer, ich stehe Ihnen gut dafür.“

Ludwig XV. zuckte die Achseln.

„Sire, ich sah seines Gleichen seit Poliorcetes *) nicht,“ fuhr Herr von Sartines fort. „Er hat überall Einverständnisse, überall Zutritt; die Ersten Ihres Königreiches werden Schmuggler, um seine Bücher herein zu bringen. Ich habe neulich acht Kisten voll davon weggenommen; zwei waren an Herrn von Choiseul adressirt.“

„Er ist sehr unterhaltend.“

„Bemerken Sie jedoch, Sire, daß man für ihn thut, was man für Könige thut: man votirt ihm eine Statue.“

„Man votirt keine Statuen den Königen, Sartines, sie votiren sich dieselben. Und wer ist mit diesem schönen Werke beauftragt?“

„Der Bildhauer Pigale. Er ist nach Ferney abgereiset, um das Modell auszuführen. Inzwischen regnet es Subscriptionen. Bereits sind sechstausend Thaler

---

*) „Belagerer und Eroberer der Städte,“ ein Zuname des Demetrius, Königs in Macedonien.
D. Ueb.

beisammen, und bemerken Sie, Sire, daß nur die Schriftsteller das Recht haben, zu subscribiren. Alle stellen sich mit ihrer Spende ein. Das ist eine Procession. Herr Rousseau hat seine zwei Louisd'or selbst gebracht."

„Nun denn, was soll ich nach Ihrer Meinung dabei thun?" fragte Ludwig XV. „Ich bin kein Schriftsteller, es geht mich nichts an."

„Sire, ich rechnete darauf, die Ehre zu haben, Eurer Majestät vorzuschlagen, dieser Kundgebung schnell ein Ende zu machen."

„Hüten Sie sich wohl davor, Sartines. Anstatt ihm eine Statue von Erz zu votiren, würden Sie sie ihm von Gold votiren. Lassen Sie sie gewähren. Ei, mein Gott, er wird in Erz noch häßlicher seyn, als in Fleisch und Knochen."

„Eure Majestät wünschen also, daß die Sache ihren Lauf behalte?"

„Wünschen, — verständigen wir uns, Sartines, — wünschen ist nicht das rechte Wort. Gewiß wünschte ich all das hemmen zu können; aber was wollen Sie? Es ist eine unmögliche Sache. Die Zeit ist vorüber, wo das Königthum zu dem philosophischen Geiste sagen konnte: „„Bis hierher und nicht weiter."" Schreien ohne Erfolg, zuschlagen ohne zu treffen, hieße unsere Ohnmacht zeigen. Wenden wir die Augen ab, Sartines, und scheinen wir nichts zu sehen."

Herr von Sartines seufzte. „Sire," versetzte er, „wenn wir die Verfasser nicht strafen, so lassen Sie uns wenigstens ihre Werke vernichten. Hier ist eine Liste von Werken, denen man dringend den Prozeß machen

muß; denn die Einen greifen den Thron an, die Andern den Altar; die Einen sind eine Rebellion, die Andern eine Gotteslästerung."

Ludwig XV. nahm die Liste, und las mit einer matten Stimme: „Die heilige Ansteckung, oder natürliche Geschichte des Aberglaubens; das System der Natur, oder die Gesetze der physischen und moralischen Welt; Gott und die Menschen, Gespräche über die Wunder Jesu Christi; Instructionen des Capuziners von Ragusa für den in das gelobte Land reisenden Bruder Pediculoso."

Der König war nicht bei dem vierten Theile der Liste, und ließ dennoch das Papier fallen; seine gewöhnlich ruhigen Züge nahmen einen sonderbaren Ausdruck von Traurigkeit und Entmuthigung an. Einige Augenblicke lang sann er nach, und blieb wie vernichtet in Gedanken versunken. „Dieß hieße eine Welt in Aufruhr bringen, Sartines," murmelte er; „mögen es Andere versuchen!"

Sartines schaute ihn mit jener Intelligenz an, welche Ludwig XV. so gerne bei seinen Ministern bemerkte, weil sie ihm eine Mühe des Denkens oder Handelns ersparte. „Die Ruhe, nicht wahr, Sire, die Ruhe," fragte er, „dieß ist's, was der König will?"

Der König nickte bejahend mit dem Kopfe. „Ei, mein Gott, ja, ich verlange nichts Anderes von Euern Philosophen, Encyclopädisten, Thaumaturgen, Erleuchteten, Dichtern, Oekonomisten, Scriblern, welche hervorkommen, man weiß nicht von wo, und die wimmeln, schreiben, krächzen, verleumden, berechnen, predigen, schreien. Man

kröne sie, man errichte ihnen Statuen, man baue ihnen Tempel; aber man lasse mich in Ruhe!"

Sartines stand auf, verbeugte sich vor dem Könige, und entfernte sich, murmelnd: „Zum Glücke steht auf unsern Münzen: **Domine, salvum fac regem.**"

Dann nahm Ludwig XV., allein geblieben, eine Feder, und schrieb an den Dauphin: „Sie haben mich gebeten, die Ankunft der Dauphine zu beschleunigen; ich will Ihnen dieses Vergnügen machen. „Ich gebe den Befehl, in Noyon nicht anzuhalten; folglich wird sie am Dienstage Morgens in Compiègne seyn. Ich selbst werde Schlag zehn Uhr dort seyn, das heißt: eine Viertelstunde vor ihr."

„Auf diese Art," sagte er, „werde ich dieser dummen Vorstellungsgeschichte mich entlediget haben, die ärger mich quält, als Herr von Voltaire, als Herr Rousseau, und als alle gegenwärtigen und künftigen Philosophen. Dieß wird dann eine Angelegenheit zwischen der armen Gräfin, dem Dauphin und der Dauphine seyn. Meiner Treue, lassen wir den Aerger, den Haß, die Rache, ein wenig auf die jungen Geister ableiten, welche die Kraft besitzen, zu kämpfen. Mögen die Kinder leiden lernen, dieß bildet die Jugend!" Und entzückt, der Schwierigkeit eine solche Wendung gegeben zu haben, überzeugt, daß ihm Niemand vorwerfen könne, die Vorstellung, welche ganz Paris beschäftigte, begünstiget oder verhindert zu haben, stieg der König wieder in den Wagen, und fuhr nach Marly, wo der Hof seiner harrete.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Vorstellerin und Vorzustellende.

Die arme Gräfin! Bewahren wir ihr diesen Zunamen, den ihr der König gegeben hatte, denn sie verdiente ihn in diesem Augenblicke gewiß; die arme Gräfin, sagen wir, eilte angstvoll auf der Straße nach Paris dahin. Schon, erschrocken, wie sie, über den vorletzten Absatz des Briefes von Jean, verbarg im Boudoir zu Luciennes ihren Schmerz und ihre Besorgniß, die fatale Idee verwünschend, die sie gehabt hatte, Gilbert auf der Landstraße aufzuklauben. Bei der über den Abfluß geschlagenen Brücke d'Antin angekommen, der in den Fluß einmündete, und Paris von der Seine bis la Roquette umgab, fand die Gräfin einen Wagen, der sie erwartete. In diesem Wagen war der Vicomte Jean in Gesellschaft eines Procurators, mit dem er auf eine energische Weise zu streiten schien. Sobald Jean die Gräfin bemerkte, verließ er seinen Procurator, sprang aus dem Wagen, winkte dem Kutscher seiner Schwägerin, schnell zu halten, und sagte: „Hurtig, Gräfin, hurtig, steigen Sie in meinen Wagen, und eilen Sie in die Straße Saint-Germain-des-Prés.“

„Die Alte prellt uns also,“ äußerte Madame Dubarry, den Wagen wechselnd, während der Procurator, durch ein Zeichen des Vicomte eingeladen, es eben so machte.

„Ich glaube, Gräfin,“ antwortete Jean, „ich glaube; das ist eine heimbezahlte Schuld, oder vielmehr umgekehrt.“

„Aber was ist denn vorgefallen?“

„In wenigen Worten Folgendes. Ich war in Paris geblieben, weil ich immer mißtraue, und nicht mit Unrecht, wie Sie sehen. Um neun Uhr Abends begann ich, um den Gasthof zum krähenden Hahn herumzustreichen. Nichts; keine Schritte, kein Besuch, Alles ging vortrefflich. Ich glaube folglich, daß ich heimkehren und schlafen kann. Ich kehre heim und schlafe. Diesen Morgen mit Tagesanbruch erwache ich, wecke Patrice, und trage ihm auf, sich im Winkel des Ecksteines auf die Lauer zu legen. Um neun Uhr, merken Sie wohl, eine Stunde früher, als zur bezeichneten Stunde, komme ich mit dem Wagen an; Patrice sah nichts Besorgliches; ich gehe ziemlich beruhiget die Treppe hinauf. Vor der Thüre hält mich eine Magd an, und sagt mir, daß die Frau Gräfin den Tag über, und vielleicht acht Tage lang, nicht werde ausgehen können. Ich gestehe, daß ich, auf irgend ein Mißgeschick vorbereitet, auf dieses nicht gefaßt war. „Wie! Sie wird nicht ausgehen?“ rief ich aus, „und was fehlt ihr denn?“

„Sie ist krank.“

„Krank? Unmöglich! Gestern befand sie sich ja ganz vortrefflich.“

„Ja, mein Herr. Aber Madame haben die Gewohnheit, ihre Schokolade zu machen, und diesen Morgen, als sie dieselbe sieden machte, hat sie dieselbe sich über ihren Fuß geschüttet, und ihn verbrannt. Auf das Geschrei der Frau Gräfin eilte ich herbei. Die Frau Gräfin waren beinahe in Ohnmacht gefallen. Ich trug sie in ihr Bett, und in diesem Momente, glaub' ich, schlafen sie.“

„Ich war bleich, wie Ihre Spitze. Gräfin. Ich rief aus: Das ist eine Lüge!“ „Nein, lieber Herr Dubarry,“ antwortete eine so kreischende Stimme, daß sie durch die Balken zu dringen schien; „nein, es ist keine Lüge, und ich leide furchtbar.“

„Ich sprang nach der Richtung, von wo diese Stimme kam; ich trat durch eine Glasthüre ein, die nicht aufgehen wollte: die alte Gräfin lag wirklich im Bette. „Ah! Madame ...“ sagte ich zu ihr. Dieß waren die einzigen Worte, die ich hervorbringen konnte. Ich war rasend; ich hätte sie mit Freuden erwürgt.

„Sehen Sie,“ sagte sie, indem sie mir eine auf dem Boden liegende schlechte levantische Cafékanne zeigte, „dieß ist die Cafékanne, die all dieses Unheil angestiftet hat.“

„Ich sprang mit gleichen Füssen auf die Cafékanne; diese wird keine Schokolade mehr machen, dafür steh' ich Ihnen gut.“

„Welch' ein Unglück!“ fuhr die Alte mit ihrer kläglichen Stimme fort; „Frau von Alogny wird Ihre Frau Schwägerin vorstellen. Was wollen Sie? Es stand geschrieben, wie die Orientalen sagen.“

„Ah! mein Gott!“ rief die Gräfin aus, „Sie bringen mich zur Verzweiflung, Jean.“

„Ich verzweifle nicht, wenn Sie zu ihr gehen; deßhalb ließ ich Ihnen rufen.“

„Und warum verzweifeln Sie nicht?“

„Ei, weil Sie vermögen, was ich nicht vermag, weil Sie eine Frau sind, und den Verband in Ihrer Gegenwart werden wegnehmen lassen, und nach erwiesener

Lüge der Frau von Béarn sagen können, daß ihr Sohn nie etwas Anderes seyn werde, als ein Dorfjunker, daß sie nie einen Sou von der Erbschaft der Saluces erheben werde, endlich weil Sie die Verwünschungen des Camillus mit weit größerer Wahrscheinlichkeit spielen werden, als ich die Wuth des Orestes spielen würde."

„Er scherzt, glaub' ich!" rief die Gräfin aus.

„Grimmig, glauben Sie mir."

„Wo wohnt unsere Sibylle?"

„Sie wissen es ja: Zum krähenden Hahne, Straße Saint-Germain-des-Prés, ein großes finsteres Haus, mit einem ungeheuern, auf eine Platte von Eisenblech gemalten Hahne."

„Ich werde eine gräßliche Scene bekommen."

„Dieß ist meine Meinung. Aber meine Meinung ist auch, daß man sie riskiren muß; soll ich Sie begleiten?"

„Hüten Sie sich wohl davor, Sie würden Alles verderben."

„Dieß sagte mir auch unser Procurator, den ich hiewegen um Rath fragte; dieß möge Ihnen zur Richtschnur dienen. Eine Person in ihrer Wohnung schlagen, wird mit Geldbuße und Gefängniß bestraft. Sie außerhalb derselben schlagen . . ."

„Das ist nichts," unterbrach die Gräfin Jean; „Sie wissen dieß besser, als Jemand."

Jean schnitt ein häßlich lächelndes Gesicht. „O!" sagte er, „die Schulden, welche spät bezahlt werden, häufen Interessen auf, und wenn ich jemals meinen Mann wieder finde . . ."

„Sprechen wir nur von meiner Frau, Vicomte.“

„Ich habe Ihnen ihretwegen nichts mehr zu sagen; gehen Sie.“ Und Jean rückte zur Seite, um den Wagen vorbei zu lassen.

„Wo erwarten Sie mich?“

„Im Gasthofe selbst; ich werde eine Flasche spanischen Wein verlangen, und, wenn Sie bewaffneten Beistand brauchen, kommen.“

„Fahr zu, Kutscher!“ rief die Gräfin.

„Strasse Saint-Germain-des-Prés, zum krähenden Hahne,“ fügte der Vicomte bei.

Der Wagen flog in die Champs-Elisées. Eine Viertelstunde nachher hielt er neben der Strasse Abbatiale und dem Markte Sainte-Marguerite. Hier stieg Madame Dubarry aus, denn sie fürchtete, das Rollen eines Wagens möchte die ohne Zweifel auf der Lauer liegende schlaue Alte warnen, und diese, hinter irgend einen Vorhang sich steckend, die Besucherin früh genug bemerken, um ihr auszuweichen. Die Gräfin, allein mit ihrem Lakeien, der hinter ihr ging, erreichte folglich schnell die kleine Strasse Abbatiale, die nur drei Häuser enthielt, von denen der Gasthof die Mitte bildete. Sie huschte mehr durch den offenen Thorweg des Gasthauses, als daß sie eintrat. Niemand sah sie eintreten, aber am Fuße der hölzernen Treppe begegnete sie der Wirthin. „Frau von Béarn?“ fragte sie.

„Frau von Béarn ist sehr krank, und kann nicht empfangen.“

„Krank,“ erwiederte die Gräfin; „ich komme gerade deßhalb, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.“

Und leicht wie ein Vogel war sie in einer Secunde auf der Treppe oben.

„Madame, Madame,“ rief die Wirthin, „man dringt mit Gewalt durch Ihre Thüre hinein!“

„Wer denn?“ fragte die alte Prozeßkrämerin aus dem Hintergrund ihres Zimmers.

„Ich,“ antwortete die Gräfin, indem sie plötzlich mit einer der Lage vollkommen angepaßten Physiognomie auf der Schwelle erschien; denn sie lächelte die Politik, und grimassirte die Beileidsbezeigung.

„Die Frau Gräfin hier!“ rief die Prozeßkrämerin blaß vor Schrecken aus.

„Ja, liebe Madame, und sie kommt, um Ihnen den innigen Antheil auszudrücken, den sie an Ihrem Unglücke nimmt, von dem ich so eben erst in Kenntniß gesetzt wurde. Erzählen Sie mir doch den Unfall, ich bitte Sie.“

„Ich wage es nicht, Madame, in diesem schlechten Kämmerchen Ihnen einen Sitz anzubieten.“

„Ich weiß, daß Sie ein Schloß in Touraine haben, und entschuldige das Gasthaus.“

Die Gräfin setzte sich. Frau von Béarn begriff, daß sie zu verweilen gedenke.

„Sie scheinen sehr zu leiden, Madame?“ fragte Madame Dubarry.

„Schrecklich.“

„Am rechten Beine? O Gott! Aber wie haben Sie denn gethan, um sich am rechten Beine zu brennen?“

„Nichts Einfacheres: ich hielt die Cafférkanne; der Griff entglitt meiner Hand; das siedende Wasser spritzte

daraus hervor, und mein Fuß erhielt ein Glas voll davon."

„Das ist entsetzlich!"

Die Alte seufzte. „Ja, ja," sagte sie, „entsetzlich. Aber was wollen Sie? Ein Unglück kommt nie allein."

„Sie wissen, daß der König Sie diesen Morgen erwartete?"

„Sie verdoppeln meine höchste Betrübniß, Madame."

„Seiner Majestät ist es unangenehm, Madame, Sie nicht gesehen zu haben."

„Meine Entschuldigung liegt in meinen Leiden, und ich rechne darauf, Seiner Majestät meine unterthänigste Entschuldigung auszudrücken."

„Ich sage dieß nicht, um Ihnen auch nur den mindesten Verdruß zu verursachen," äußerte Madame Dubarry, als sie den affectirten Ernst der Alten bemerkte, „ich wollte Ihnen nur zu verstehen geben, welchen Werth Seine Majestät auf diesen Schritt legten, und dafür dankbar waren."

„Sie sehen meinen Zustand, Madame."

„Allerdings; aber darf ich Ihnen eine Bemerkung machen?"

„Sprechen Sie; ich werde sehr geehrt seyn, sie zu vernehmen."

„Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Ihr Unfall die Folge einer großen Gemüthsbewegung, die Sie empfunden haben."

„O! ich stelle es nicht in Abrede," erwiederte die Prozeßkrämerin, indem sie, bloß mit dem Oberleibe, einen Bückling machte; „ich war von der Ehre sehr ge-

rührt, die Sie mir erwiesen, indem Sie mich in Ihrem Hause so liebreich empfingen."

„Ich glaube, daß noch etwas Anderes dahinter steckt."

„Etwas Anderes? Meiner Treue, nichts, was ich wüßte, Madame."

„O! allerdings! Eine Begegnung..."

„Die ich gehabt hätte?"

„Ja, als Sie mein Haus verließen."

„Ich bin Niemanden begegnet, Madame. Ich war im Wagen Ihres Herrn Schwagers."

„Bevor Sie in den Wagen stiegen."

Die Prozeßkrämerin gab sich die Miene des Nachsinnens.

„Während Sie über die Stufen der Freitreppe hinabgingen."

Die Prozeßkrämerin heuchelte eine noch gespanntere Aufmerksamkeit.

„Ja," sagte Madame Dubarry mit einem mit Ungeduld vermischten Lächeln; „Jemand trat in den Hof, als Sie das Haus verließen."

„Ich habe Unglück, Madame, ich erinnere mich nicht."

„Eine Frau ... Ah! jetzt fällt's Ihnen ein."

„Ich habe eine so schwache Sehkraft, daß ich auf zwei Schritte, in Ihrer Entfernung, Madame, Niemand erkenne. Urtheilen Sie also."

„Wahrhaftig, sie ist stark," sagte die Gräfin ganz leise bei sich. „Keine List, sie würde mich schlagen."

„Nun denn: da Sie diese Dame nicht sahen," fuhr sie ganz laut fort, „will ich Ihnen sagen, wer sie ist."

„Jene Dame, welche eintrat, als ich fortging?"

„Ja, eben diese. Meine Schwägerin, Fräulein Dubarry, war's.“

„Ah! sehr wohl, Madame, sehr wohl! Aber da ich sie nie gesehen hatte . . .“

„Doch, doch!“

„Ich hab' sie gesehen?“

„Ja, und sogar bewirthet.“

„Das Fräulein Dubarry?“

„Ja, das Fräulein Dubarry. Nur hieß sie an jenem Tage Mademoiselle Flageot.“

„Ah!“ rief die alte Prozeßkrämerin mit einem Unwillen aus, den sie nicht verhehlen konnte, „ah! jene falsche Mademoiselle Flageot, die mich aufsuchte und sofort zur Reise veranlaßte, war Ihr Fräulein Schwägerin?“

„In Person, Madame.“

„Die zu mir gesendet wurde?“

„Von mir.“

„Um mich zu mystifiziren?“

„Nein, um Ihnen zu dienen, während Sie zu gleicher Zeit mir dienen würden.“

Die alte Frau runzelte ihre dichten, grauen Augenbrauen. „Ich glaube,“ sagte sie, „daß mir dieser Besuch keinen großen Nutzen bringen wird.“

„Sollte Herr von Maupeou Sie übel empfangen haben, Madame?“

„Hofcomplimente.“

„Es dünkt mir, daß ich Ihnen etwas Gediegeneres als Hofcomplimente angeboten habe.“

„Madame, der Mensch denkt's, und Gott lenkt's.“

„Nun denn, Madame, sprechen wir ernstlich," sagte die Gräfin.

„Ich höre Sie an."

„Sie haben sich den Fuß verbrannt?"

„Sie sehen es."

„Bedeutend?"

„Gräßlich."

„Können Sie nicht, ungeachtet dieser ohne Zweifel schmerzhaften Wunde, die aber nicht gefährlich seyn kann, das Fahren bis Luciennes ertragen, und in einem Cabinete in Gegenwart Seiner Majestät eine Stunde sich auf den Beinen halten?"

„Unmöglich, Madame; bei dem bloßen Gedanken, aufzustehen, fühle ich mich schwach werden."

„Haben Sie sich denn eine so gräßliche Wunde zugezogen?"

„Wie Sie sagen, eine gräßliche."

„Und wer verbindet, wer berathet, wer pflegt Sie?"

„Ich besitze, wie jede Frau, die eine Haushaltung führte, vortreffliche Recepte gegen Brandwunden; ich gebrauche einen von mir zusammengesetzten Balsam."

„Kann man, ohne Discretion, dieses Arzneimittel sehen?"

„In jenem Fläschchen auf dem Tische."

„Heuchlerin!" dachte die Gräfin; „sie treibt's bis zur Verstellung, gewiß, sie ist sehr stark. Doch sehen wir das Ende." — „Madame," versetzte die Gräfin ganz laut, „auch ich besitze ein vortreffliches Oel gegen diese Arten von Unfällen; aber die Anwendung hängt sehr von der Beschaffenheit der Brandwunde ab."

„Wie so?"

„Es gibt die einfache Röthe, die Wasserblase, und die Schramme. Ich bin kein Arzt, aber Jedermann hat sich mehr oder weniger in seinem Leben verbrannt."

„Madame, es ist eine Schramme," sagte die Gräfin.

„O! mein Gott! wie Sie leiden müssen! Soll ich Ihnen mein Oel überschlagen?"

„Herzlich gerne, Madame. Sie haben es also mitgebracht?"

„Nein; aber ich werde es schicken . . ."

„Tausendmal Dank!"

„Nur muß ich mich von dem Grade der Gefährlichkeit überzeugen."

Die Alte schrie laut auf. „O! nein, Madame," erwiederte sie, „einen solchen Anblick will ich Ihnen nicht bereiten."

„Gut," dachte Madame Dubarry, „ich habe sie gefangen. Fürchten Sie dieß nicht, Madame," äußerte sie, „ich bin mit dem Anblicke der Wunden vertraut."

„O! Madame, ich kenne das Schickliche zu gut."

„Vergessen wir das Schickliche, Madame, wo es sich darum handelt, unserm Nächsten beizustehen."

Und rasch streckte sie die Hand nach dem Beine der Gräfin aus, das auf einem Lehnstuhle ruhte. Die Alte stieß einen furchtbaren Angstschrei aus, obgleich Madame Dubarry sie kaum berührt hatte. „O! gut gespielt!" murmelte die Gräfin, welche jede Verzerrung in dem entstellten Gesichte der Frau von Béarn studirte.

„Ich sterbe," sagte die Alte. „Ah! welche Furcht haben Sie mir eingeflößt, Madame!" Und mit blassen

Wangen, brechenden Augen, sank sie zurück, als wollte sie in Ohnmacht fallen.

„Sie erlauben, Madame?“ fuhr die Favoritin fort.

„Nur zu, Madame,“ antwortete die Alte mit verlöschender Stimme.

Madame Dubarry verlor keine Zeit; sie zog die erste Nadel aus der Umhüllung des Beines, und rollte dann rasch die Binde ab. Zu ihrem großen Erstaunen ließ sie die Alte gewähren. „Sie wartet, bis ich zum Bäuschchen komme, um laut zu schreien; aber ich werde ihr Bein sehen, sollte ich sie auch ersticken,“ murmelte die Favoritin.

Und sie fuhr in ihrem Geschäfte fort. Frau von Béarn seufzte, sträubte sich aber nicht. Das Bäuschchen wurde weggethan, und eine wirkliche Wunde zeigte sich den Blicken der Madame Dubarry. Dieß war nichts Erkünsteltes, und hier hörte die Diplomatie der Frau von Béarn auf. Schwarzblau und mit Blut vermischt sprach die Wunde beredt. Frau von Béarn konnte Chon gesehen und erkannt haben, aber jetzt erhob sie sich zur Höhe von Porcia und Mutius Scävola. Madame Dubarry schwieg und bewunderte. Die Alte, wieder zu sich gekommen, genoß einen vollständigen Sieg; ihr fahles Auge ruhte anhaltend auf der zu ihren Füßen knieenden Gräfin. Madame Dubarry legte das Bäuschchen mit jener zarten Sorgfalt der Frauen wieder über, deren Hand den Verwundeten so leicht erscheint, hob das Bein der Kranken auf den Polster, setzte sich neben sie, und sagte zu ihr: „Nun, Madame, Sie sind noch weit stärker, als wofür ich Sie hielt, und ich bitte Sie um

Vergebung, daß ich nicht gleich anfangs die Sache auf solche Art angriff, wie es sich bei einer Frau von Ihrem Werthe geziemte. Machen Sie Ihre Bedingungen!"

Die Augen der Alten funkelten, aber es war nur ein Blitz, der alsogleich erlosch. „Drücken Sie Ihren Wunsch deutlich aus, Madame," sagte sie, „und ich werde sehen, worin ich Ihnen angenehm seyn kann."

„Ich will von Ihnen zu Versailles vorgestellt werden, Madame," antwortete die Gräfin, „sollte es Ihnen auch eine Stunde jener furchtbaren Schmerzen kosten, die Sie diesen Morgen ausstanden."

Frau von Béarn hörte an, ohne eine Miene zu verziehen. „Und dann?" fragte sie.

„Dieß ist Alles, Madame; nun kommt die Reihe an Sie."

„Ich möchte," sagte Frau von Béarn mit einer Festigkeit, welche der Gräfin klar bewies, daß man mit ihr wie unter gleichstehenden Mächten unterhandelte, „ich möchte, daß man mir die zweimalhunderttausend Francs meines Processes garantire."

„Aber wenn Sie Ihren Proceß gewinnen, so wird dieß viermalhunderttausend Livres betragen, dünkt mir."

„Nein, denn ich betrachte die zweimalhunderttausend Livres, welche die Saluces mir streitig machen, als mein Eigenthum. Die andern zweimalhunderttausend werden ein glückliches Seitenstück zu der Ehre seyn, die ich gehabt habe, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Sie werden zweimalhunderttausend Livres bekommen, Madame. Weiter?"

„Ich habe einen Sohn, den ich zärtlich liebe, Madame. Der Degen wurde in unserm Hause immer gut geführt; aber, zum Befehlen geboren, sind wir, wie Sie begreifen mögen, mittelmäßige Soldaten. Ich bedarf alsogleich einer Compagnie für meinen Sohn, so wie eines Patentes als Oberst für das nächste Jahr.“

„Wer wird die Kosten des Regiments bestreiten, Madame?“

„Der König. Sie begreifen, daß ich, wenn ich auf dieses Regiment die zweimalhunderttausend Livres meines Gewinnes verwende, morgen eben so arm seyn werde, als ich es heute bin.“

„Dieß macht eine runde Summe von sechsmalhunderttausend Livres.“

„Viermalhunderttausend, gesetzt daß das Regiment zweimalhunderttausend gilt, was es sehr hoch angeschlagen heißt.“

„Meinetwegen; Sie werden hierin zufriedengestellt.“

„Auch muß ich den König um die Rückgabe meines Weinberges in der Touraine bitten; es sind vier gute Morgen, welche mir die Ingenieure des Königs vor eilf Jahren wegen des Canales nahmen.“

„Man hat Ihnen denselben bezahlt.“

„Ja, aber nach Angabe von Sachverständigen, und ich werde ihn gerade doppelt so hoch schätzen, als sie ihn geschätzt haben.“

„Gut, man wird Ihnen denselben zum zweitenmale bezahlen. Ist dieß Alles?“

„Um Vergebung. Ich bin nicht bei Geld, wie Sie

denken können. Ich schulde dem Herrn Flageot ungefähr neuntausend Livres."

„Neuntausend Livres!"

„O! dieß ist unumgänglich nothwendig. Herr Flageot ist ein vortrefflicher Berather."

„Ja, ich glaube es," versetzte die Gräfin. „Ich werde diese neuntausend Livres von meinem eigenen Vermögen bezahlen. Ich hoffe, daß Sie mich willfährig gefunden haben?"

„O! Sie sind vortrefflich, Madame; aber ich glaube, Ihnen meinerseits meinen ganzen guten Willen bewiesen zu haben."

„Wenn Sie wüßten, wie sehr ich es bedauere, daß Sie sich verbrannt haben," äußerte Madame Dubarry lächelnd.

„Ich bedaure es nicht, Madame," antwortete die Prozeßkrämerin, „weil ungeachtet dieses Unfalles, meine Ergebenheit, hoff' ich, mir die Kraft geben wird, Ihnen nützlich zu seyn, als ob nichts geschehen wäre."

„Fassen wir das Ganze zusammen," sagte Madame Dubarry.

„Warten Sie."

„Haben Sie etwas vergessen?"

„Eine Kleinigkeit."

„Sprechen Sie!"

„Ich konnte nicht erwarten, vor unserm großen Könige zu erscheinen. Ach! schon seit langer Zeit habe ich aufgehört, mit Versailles und dessen Pracht vertraut zu seyn, so zwar, daß ich kein Kleid habe."

„Ich habe diesen Fall vorhergesehen, Madame; ge-

stern, nach Ihrer Entfernung, ist Ihr Vorstellungskleid bestellt worden, und ich war so vorsichtig, es bei einer andern Schneiderin zu bestellen, als bei der meinigen, um sie nicht mit Arbeit zu überbürden. Morgen um Mittag wird es fertig seyn"

„Ich habe keine Diamanten."

„Die Herren Bömer und Bossange werden Ihnen morgen, auf ein Wort von mir, einen Schmuck von zweimalhundertzehntausend Livres geben, den sie übermorgen für zweimalhunderttausend Livres zurücknehmen werden. So wird ihre Entschädigung bezahlt seyn."

„Sehr wohl, Madame; ich habe nichts mehr zu wünschen."

„Sie sehen mich entzückt darüber."

„Aber das Patent meines Sohnes?"

„Seine Majestät werden es Ihnen selbst zustellen."

„Aber das Versprechen der Kosten für die Errichtung des Regiments?"

„Das Patent wird es enthalten."

„Vortrefflich. Es handelt sich jetzt nur mehr um den Weinberg."

„Sie schätzten diese vier Morgen, Madame? . . ."

„Zu sechstausend Livres den Morgen. Es war ein herrlicher Boden."

„Ich werde Ihnen eine Obligation von zwölftausend Livres unterzeichnen, die mit den zwölftausend, die Sie schon empfingen, gerade die vierundzwanzigtausend ausmachen werden."

„Hier ist das Schreibzeug, Madame," erwiederte die

Gräfin, indem sie mit dem Finger auf den genannten Gegenstand deutete.

„Ich werde die Ehre haben, Ihnen denselben zu reichen," sagte Madame Dubarry.

„Mir?"

„Ja."

„Wozu?"

„Damit Sie an Seine Majestät jenen kleinen Brief zu schreiben belieben, den ich Ihnen zu dictiren die Ehre haben werde. Wurst wider Wurst."

„Das ist billig," entgegnete Frau von Béarn. Die Alte zog den Tisch zu ihrem Lehnstuhle, legte ihr Papier vor sich hin, nahm die Feder, und wartete. Madame Dubarry dictirte:

„Sire!

„Das Glück, welches ich fühle, von Eurer Majestät
„das von mir gemachte Anerbieten angenommen zu se-
„hen, die Vorstellerin meiner lieben Freundin, der Gräfin
„Dubarry zu werden . . ."

Die Alte verlängerte die Lippen, und ließ ihre Feder kritzeln.

„Sie haben eine sehr schlechte Feder Gräfin," bemerkte die Favoritin. „Sie müssen eine andere nehmen."

„Ueberflüssig, Madame, sie wird sich gewöhnen."

Madame Dubarry fuhr fort:

„. . . ermuthiget mich, Eure Majestät zu bitten, mich
„mit einem günstigen Auge anzuschauen, wenn ich mor-
„gen in Versailles mich vorstellen werde, wie Sie es zu
„erlauben geruhen. Ich wage zu glauben, Sire, daß
„Eure Majestät mit einer guten Aufnahme mich beehren

„können, da ich mit einem Hause verwandt bin, von „dem jedes Haupt sein Blut im Dienste der Fürsten „Ihres erlauchten Stammes vergossen hat."

„Nun unterzeichnen Sie gefälligst."

Und die Gräfin unterzeichnete:

„Anastasie Euphémie Rodolphe,
Gräfin von Béarn.

Die Alte schrieb mit einer festen Hand; die einen halben Zoll großen Buchstaben legten sich auf das Papier, das sie mit einer aristocratischen Menge von orthographischen Fehlern durchspickte. Als die Alte unterzeichnet hatte, reichte sie, mit der einen Hand fortwährend den so eben geschriebenen Brief zurückhaltend, mit der andern die Dinte, das Papier und die Feder der Madame Dubarry, welche mit einer kleinen und spitzigen Handschrift eine Obligation auf einundzwanzigtausend Francs ausstellte, zwölftausend als Entschädigung wegen des Verlustes des Weinberges, neuntausend zur Bezahlung des Honorars des Meisters Flageot. Dann schrieb sie einen kleinen Brief an die Herren Bömer und Bossange, Juweliere der Krone, worin sie dieselben bat, dem Ueberbringer den Diamanten- und Smaragdenschmuck, genannt Louise, zu verabfolgen, der von der Prinzessin, Tante des Dauphin, kam, die ihn zu ihren Almosen verkauft hatte. Als dieß geschehen war, wechselten die Vorstellerin und die Vorzustellende ihr Papier aus.

„Geben Sie mir nun einen Beweis Ihrer Freundschaft, liebe Gräfin," sagte Madame Dubarry.

„Herzlich gerne, Madame."

„Ich bin überzeugt, daß, wenn Sie einwilligen, zu

mir zu ziehen, Tronchin Sie in weniger als drei Tagen heilen wird. Kommen Sie hin; zugleich werden Sie einen Versuch mit meinem Oele machen, das ein souveraines Mittel ist."

„Steigen Sie immerhin in den Wagen, Madame," erwiederte die vorsichtige Alte; „ich habe hier einige Geschäfte abzuschließen, bevor ich zu Ihnen kommen kann."

„Sie geben mir einen Korb?"

„Im Gegentheile, ich erkläre Ihnen, daß ich Ihr Anerbieten annehme, aber nicht im gegenwärtigen Augenblicke. Hören Sie, es schlägt in der Abtei so eben ein Uhr; geben Sie mir noch Zeit bis drei Uhr; Schlag fünf Uhr werde ich in Luciennes seyn."

„Erlauben Sie, daß mein Schwager Sie um drei Uhr mit seinem Wagen abholen darf?"

„Allerdings."

„Nun pflegen Sie sich bis dahin."

„Fürchten Sie nichts. Ich bin eine Edelfrau, Sie haben mein Wort, und müßte ich sterben, so werde ich morgen in Versailles Ihnen zu Diensten stehen."

„Auf Wiedersehen, meine liebe Vorstellerin!"

„Auf Wiedersehen, meine verehrungswürdige Vorzustellende!"

Und somit trennten sie sich, die Alte immer noch liegend, ein Bein auf den Polstern, eine Hand auf ihren Papieren, Madame Dubarry, leichter noch, als bei ihrer Ankunft, aber mit einigem Aerger in ihrem Herzen, einer alten Prozeßkrämerin gegenüber nicht die Stärkere gewesen zu seyn, sie, die nach Belieben den König von Frankreich schlug. An dem großen Saale vorübergehend,

erblickte sie Jean, der, ohne Zweifel um wegen seines verlängerten Aufenthaltes keinen Verdacht zu erregen, so eben eine zweite Flasche angegriffen hatte. Bei dem Anblicke seiner Schwägerin sprang er von seinem Stuhle empor, und eilte auf sie zu. „Nun denn?“ fragte er sie.

„Hören Sie, was der Marschall von Sachsen zu Seiner Majestät sagte, indem er ihm das Schlachtfeld von Fontenoy wies: „Sire, lernen Sie aus diesem Anblicke, wie theuer und schmerzlich ein Sieg ist.“

„Wir sind also Sieger?“ fragte Jean.

„Eine andere Aeußerung. Doch diese haben wir aus dem Alterthume: „Noch einen Sieg, wie diesen, und wir sind zu Grunde gerichtet.“

„Wir haben die Vorstellerin?“

„Ja, nur kostet sie uns beinahe eine Million.“

„O! O!“ sagte Dubarry mit einer furchtbaren Grimasse.

„Ei, da hieß es: friß, Vogel, oder stirb.“

„Aber dieß ist himmelschreiend!“

„Es ist nun einmal so. Und triumphiren Sie noch nicht zu viel, denn es könnte geschehen, wenn Sie nicht sehr vorsichtig wären, daß wir nichts von Allem hätten, oder daß es uns das Doppelte kostete.“

„Gott'sblitz! welche Frau!“

„Sie ist eine Römerin.“

„Sie ist eine Griechin.“

„Gleichviel! Griechin oder Römerin, halten Sie sich bereit, sie um drei Uhr abzuholen, und sie mir nach Luciennes zu führen. Ich werde nicht eher ruhig seyn, als bis ich sie unter Schloß und Riegel halte.“

„Ich weiche nicht von der Stelle,“ entgegnete Jean.

„Und ich eile, um Alles vorzubereiten,“ sagte die Gräfin. Und sich in ihren Wagen schwingend, rief sie: „Nach Luciennes! Morgen werde ich sagen: nach Marly.“

„Das ist gleich,“ äußerte Jean, dem Wagen nachschauend, „wir kosten Frankreich hübsch viel!... Dieß ist schmeichelhaft für die Dubarry.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die fünfte Verschwörung des Marschalls von Richelieu.

Der König war zurückgekehrt, um wie gewöhnlich in seinem Marly zu hausen. Weniger Sclave der Etikette, als Ludwig XIV., der in den Versammlungen des Hofes Gelegenheiten suchte, seine Macht zu erproben, suchte Ludwig XV. in jedem Zirkel Neuigkeiten, nach denen er begierig war, und vorzüglich Mannigfaltigkeit der Gesichter, eine Zerstreuung, die er allen andern vorzog, namentlich wenn diese Gesichter heiter waren. Eben am Abende der von uns erzählten Unterredung, und zwei Stunden nach dem Einzuge der Frau von Béarn, ihrem dießmal treulich gehaltenen Versprechen gemäß, in das Cabinet der Madame Dubarry, spielte der König im blauen Salon. Er hatte zu seiner Linken die Herzogin von Ayen, zu seiner Rechten die Prinzessin von Guémenée. Seine Majestät schienen sehr gedankenvoll; sie verloren achthundert Louisd'or in Folge dieses Denkens, dann, durch diesen Verlust zu ernsten Dingen geneigt, —

Ludwig XV., als würdiger Abkömmling Heinrichs IV., gewann sehr gerne, — erhob sich der König um neun Uhr, um in einer Fenstervertiefung mit Herrn von Malesherbes zu sprechen, dem Sohne des Exkanzlers, während Herr von Maupeou, mit Herrn von Choiseul in einer Fenstervertiefung gegenüber sprechend, mit besorgtem Blicke der Unterredung folgte. Seit der Entfernung des Königes hatte sich jedoch ein Kreis in der Nähe des Kamines gebildet. Mesdames Adelaide, Sophie und Victoria, hatten sich, nach ihrer Rückkehr von einem Spaziergange in die Gärten, mit ihren Ehrendamen und Edelleuten an diesen Ort gesetzt. Und wie um den König, gewiß Geschäfte besprechend, denn man kannte den strengen Ernst des Herrn von Malesherbes, — wie um den König, sagen wir, ein Kreis von Land- und Seeoffizieren, von Großwürdenträgern, von Seigneurs und Präsidenten, durch ein ehrerbietiges Warten zurückgehalten, sich zog, genügte der kleine Hof des Kamines sich selbst, und leitete eine belebtere Unterredung durch einige Scharmützel ein, die man nur für das Plänkeln der Vorhut halten konnte. Die vornehmsten, diese Gruppe bildenden Frauen waren, außer den drei Töchtern des Königs, Frau von Grammont, Frau von Guéménée, Frau von Choiseul, Frau von Mirepoix und Frau von Palastron. In dem Momente, da wir diese Gruppe vorführen, erzählte Madame Adelaide die Geschichte eines Bischofes, der sich bei dem Pönitentiarius der Diöcese in Absonderung aufhielt. Die Geschichte, deren Wiederholung wir uns enthalten, war erklecklich scandalös, vorzüglich aus dem Munde einer königlichen Prinzessin; aber die

Epoche, die wir zu schildern versuchen, zeichnete sich eben nicht durch Anrufung der Göttin Vesta aus.

„Wohlan," sagte Madame Victoria, „dieser Bischof hielt sich dennoch vor kaum einem Monate hier unter uns auf."

„Man wäre einem noch schlimmeren Zusammentreffen bei Seiner Majestät ausgesetzt," äußerte Frau von Grammont, „wenn jene hinkämen, die, niemals hingekommen, hinkommen wollen." Jedermann fühlte bei den ersten Worten der Herzogin, und vorzüglich aus dem Tone, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, von wem sie sprechen wolle, und auf welchem Gebiete das Gespräch manövriren würde.

„Zum Glücke sind Wollen und Können zweierlei, nicht wahr, Herzogin?" sagte, in das Gespräch sich mischend, ein kleiner Mann von vierundsiebenzig Jahren, der kaum fünfzig alt schien, so elegant waren seine Taille, so frisch seine Stimme, so zart sein Bein, so lebhaft seine Augen, so weiß seine Haut, und so schön seine Hand.

„Ah! da ist Herr von Richelieu, der die Leitern ersteigt, wie zu Mahon, und eine Sturmleiter erklimmend unser armes Gespräch nehmen will," versetzte die Herzogin. „Wir sind also immer noch ein wenig Grenadier, mein lieber Herzog?"

„Ein wenig! Ah! Herzogin, Sie thun mir Unrecht; sagen Sie . . . viel!"

„Wohlan, sprach ich nicht die Wahrheit, Herzog?"

„Wann?"

„So eben."

„Und was sagten Sie?"

„Daß man die Thüren des Königs nicht mit Gewalt öffnet.“

„Wie Alkovenvorhänge. Ich bin Ihrer Meinung, Herzogin, immer Ihrer Meinung.“

Die Aeußerung lenkte die Fächer auf einige Gesichter, sie hatte aber Erfolg, obgleich die Verläumder der verflossenen Zeit behaupten, daß der Geist des Herzogs gealtert hatte. Die Herzogin von Grammont erröthete unter ihrer Schminke, denn das Epigramm war vorzüglich gegen sie gerichtet. „Meine Damen,“ fuhr sie fort, „wenn der Herr Herzog uns solche Dinge sagt, so werde ich meine Geschichte nicht fortsetzen, und Sie dabei viel verlieren, ich schwör's Ihnen, woferne Sie nicht vom Marschalle verlangen, Ihnen eine andere zu erzählen.“

„Ich sollte Sie unterbrechen,“ erwiederte der Herzog, „wenn Sie wahrscheinlich Böses von irgend einem meiner Freunde sagen? Gott bewahre mich davor! Ich höre mit allen Ohren zu, die mir bleiben.“

Man zog den Kreis um die Herzogin enger. Frau von Grammont warf einen Blick in der Richtung des Fensters, um sich zu überzeugen, daß der König immer noch dort sey. Der König war immer noch dort; allein, obwohl er mit dem Herrn von Malesherbes sprach, verlor er doch die Gruppe nicht aus dem Gesichte, und sein Blick kreuzte sich mit jenem der Frau von Grammont. Die Herzogin fühlte sich durch den Ausdruck ein wenig eingeschüchtert, den sie in den Augen des Königs zu lesen glaubte; aber sie war nun einmal im Zuge, und wollte mitten darin nicht einhalten. „Sie

wissen also," sprach Frau von Grammont weiter, hauptsächlich zu den drei Prinzessinnen sich wendend, „daß eine Dame, — der Name thut nichts zur Sache, nicht wahr? — unlängst uns zu sehen wünschte, die Auserwählten des Herrn, thronend in unserer Glorie, bei deren Strahlen sie vor Neid sterben möchte."

„Uns zu sehen? Wo?" fragte der Herzog.

„Ei, zu Versailles, zu Marly, zu Fontainebleau."

„Gut, gut, gut."

„Das arme Geschöpf hatte von unsern großen Zirkeln nur das Mittagsmahl des Königs gesehen, wo die Gaffer hinter den Schranken Seine Majestät und deren Gäste, durchziehend, wohlverstanden, unter dem Stabe des dienstthuenden Thürstehers, essen sehen dürfen."

Herr von Richelieu nahm lärmend Taback aus einer Porcellandose von Sevres. „Aber um uns in Versailles, in Marly, in Fontainebleau zu sehen, muß man vorgestellt seyn," bemerkte der Herzog.

„Richtig, die fragliche Dame suchte die Vorstellung nach."

„Ich wette, daß sie ihr bewilligt wurde," versetzte der Herzog; „der König ist so gut."

„Unglücklicherweise genügt, um vorgestellt zu werden, die Erlaubniß des Königs nicht; man muß Jemand haben, von dem man vorgestellt wird."

„Ja," sagte Frau von Guémenée, „eine Art von Vorstellerin, zum Beispiel."

„Ja, aber nicht Jedermann hat eine Vorstellerin," äußerte Frau von Mirepoix, „wie dieß der Fall bei der

schönen Bourbonnaise ist, die eine sucht, und keine findet.“ Und sie begann zu trällern:

„Der schönen Bourbonnaise,
Ergehet es sehr böse.“

„Ah! Marschallin, Marschallin,“ sagte der Herzog von Richelieu, „lassen Sie doch der Frau Herzogin die ganze Ehre ihrer Erzählung.“

„Ei, ei, Herzogin,“ sagte Madame Victoria, „Sie locken uns das Wasser in den Mund, und lassen uns da auf dem Wege stehen.“

„Durchaus nicht; es liegt mir vielmehr daran, meine Geschichte bis an's Ende zu erzählen. Da man keine Vorstellerin hatte, suchte man eine. Suchet, und Ihr werdet finden, sagt das Evangelium. Man suchte so gut, daß man fand; aber welche Vorstellerin, guter Gott! Eine gute, ganz treuherige, ganz harmlose Gutsbesitzerin. Man zog sie aus ihrem Taubenschlage, hätschelte sie, verzärtelte, schmückte sie.“

„Da möchte man ja einen Schauder bekommen,“ sagte Frau von Guéménée.

„Aber plötzlich, da die Provinzlerin wohl gehätschelt, wohl verzärtelt, wohl geschmückt ist, fällt sie über ihre Treppe hinunter ...“

„Und?“ fragte Herr von Richelieu.

„Das Bein sie brach.
Ach! Ach! Ach! Ach!“

antwortete die Herzogin, den beiden Versen der Frau von Mirepoix einen passenden Schlußvers anfügend.

„So zwar,“ fragte Frau von Guéménée, „daß an eine Vorstellung? ...“

„Gar nicht zu denken ist, meine Liebe.“

„Was es um die Vorstellung ist!“ sagte der Marschall, die Augen zum Himmel erhebend.

„Um Vergebung,“ versetzte Madame Victoria, „aber ich bedauere sehr die arme Provinzlerin.“

„Im Gegentheile, Madame,“ erwiederte die Herzogin, „wünschen Sie ihr Glück; aus zwei Uebeln hat sie das kleinere gewählt.“ Die Herzogin verstummte rasch: sie war so eben einem zweiten Blicke des Königs begegnet.

„Aber von wem sprechen Sie denn, Herzogin?“ fragte der Marschall, indem er sich stellte, als sinne er nach, wer die Person sey, von welcher die Rede seyn könnte.

„Meiner Treue, man nannte mir den Namen nicht.“

„Welches Unglück!“ rief der Marschall.

„Aber ich rieth; machen Sie es, wie ich.“

„Wenn die vorgestellten Damen muthig, und den Grundsätzen der Ehre des alten Adels von Frankreich treu wären,“ äußerte Frau von Guéménée mit Bitterkeit, „so würden sich Alle bei der Provinzlerin einschreiben, welche die erhabene Idee hatte, sich das Bein zu brechen.“

„Ah! meiner Treue, ja, dieß ist eine Idee. Aber man müßte wissen, wie diese vortreffliche Dame heißt, die uns aus einer so großen Gefahr errettet; denn wir haben nichts mehr zu befürchten, nicht wahr, liebe Herzogin?“

„O! nichts mehr, ich stehe Ihnen gut dafür; sie liegt in ihrem Bette, das Bein eingewickelt, und unfähig, einen einzigen Schritt zu thun.“

„Aber wenn diese Frau," sagte Frau von Guéménée, „eine andere Vorstellerin fände; sie ist sehr unternehmend."

„O! das ist nicht zu befürchten; die Vorstellerinnen sind nicht so leicht zu finden."

„Alle Wetter! ich glaub's wohl," sagte der Marschall, eines von jenen wundersamen Mundkügelchen knaupelnd, denen er, wie man behauptete, seine ewige Jugend verdankte.

In diesem Momente machte der König eine Bewegung, um sich zu nähern. Jedermann schwieg. Dann schallte die so helle und so bekannte Stimme des Königs im Salon. „Adieu, meine Damen, guten Abend, meine Herren!"

Alsogleich erhob sich Jedermann, und es entstand eine große Bewegung in der Gallerie. Der König that einige Schritte gegen die Thüre, dann kehrte er sich im Momente des Hinausgehens um, und sagte: „Apropos, morgen wird Vorstellung in Versailles seyn."

Diese Worte trafen die Versammlung wie ein Blitzstrahl. Der König ließ seinen Blick über die Gruppe der Frauen schweifen, welche erblassend sich einander anschauten. Dann ging er fort, ohne etwas beizufügen. Aber kaum war er mit dem zahlreichen Cortége der Edelleute seines Dienstes und seines Gefolges über die Schwelle getreten, als unter den nach seiner Entfernung dageblieben Prinzessinnen und Personen die Explosion geschah.

„Eine Vorstellung!" stammelte die Herzogin von

Grammont, leichenblaß geworden. „Was wollten denn Seine Majestät damit sagen?"

„Ei, Herzogin," fragte der Marschall mit einem Lächeln, das ihm seine besten Freunde nicht verziehen, „sollte etwa diese Vorstellung die Ihrige seyn?"

Mesdames bissen sich vor Aerger auf die Lippen.

„O! unmöglich!" wiederholte dumpf Frau von Grammont.

„Hören Sie doch, Herzogin," bemerkte der Marschall, „man richtet heut zu Tage gebrochene Beine wieder so gut ein."

Herr von Choiseul näherte sich seiner Schwester, und drückte ihr den Arm als Erinnerungszeichen, aber die Gräfin war zu tief verletzt, um etwas zu vernehmen. „Dieß wäre eine Nichtswürdigkeit!" rief sie aus.

„Ja, eine Nichtswürdigkeit!" wiederholte Frau von Guéménée."

Herr von Choiseul sah, daß nichts zu thun sey; er trat von ihnen weg.

„O! Mesdames," rief die Herzogin aus, zu den drei Töchtern des Königs sich wendend, „nur Sie können uns noch helfen. Könnten Sie, die ersten Damen des Königreiches, dulden, daß wir der Gefahr ausgesetzt würden, in dem einzigen unverletzlichen Asyle der Damen von Stand, eine Gesellschaft zu finden, die unsere Kammermädchen nicht möchten?"

Aber die Prinzessinnen, anstatt zu antworten, senkten traurig den Kopf.

„Mesdames, um's Himmels willen!" wiederholte die Herzogin.

„Der König ist der Herr,“ erwiederte Madame Adelaide seufzend.

„Das ist ziemlich billig,“ bemerkte der Herzog von Richelieu.

„Aber dann ist der ganze französische Hof compromittirt,“ rief die Herzogin aus. „Ah! meine Herren, wie wenig kümmern Sie sich um die Ehre Ihrer Familien!“

„Meine Damen,“ sagte Herr von Choiseul, indem er zu lachen versuchte, „da dieß in eine Verschwörung ausartet, werden Sie es billigen, daß ich mich entferne, und fortgehend Herrn von Sartines mitnehme. Kommen Sie mit, Herzog?“ fuhr Herr von Choiseul fort, zu dem Marschalle sich wendend.

„O! meiner Treue, nein!“ antwortete der Marschall; „ich bin ein großer Verehrer der Verschwörungen; ich bleibe.“

Herr von Choiseul ging fort, und nahm Herrn von Sartines mit. Die wenigen Männer, die sich noch da befanden, folgten ihrem Beispiele. In der Umgebung der Prinzessinnen blieben nur noch Frau von Grammont, Frau von Guémenée, Frau von Ayen, Frau von Mirepoix, Frau von Polastron, und acht bis zehn Frauen, welche die Präsentationsangelegenheit mit dem größten Eifer aufgefaßt hatten. Herr von Richelieu war der einzige Mann. Die Damen schauten ihn mit Besorgniß an, wie man es mit einem Trojaner im Lager der Griechen gemacht hätte.

„Ich repräsentire meine Tochter, die Gräfin von Egmont,“ sagte er, „seyen Sie ruhig.“

„Meine Damen," sagte die Herzogin von Grammont, „es gibt ein Mittel, gegen die Infamie zu protestiren, die man uns zufügen will, und ich für meinen Theil werde dieses Mittel anwenden."

„Was für eines ist es?" fragten alle Frauen zugleich.

„Man hat zu uns gesagt," fuhr Frau von Grammont fort, „der König ist der Herr."

„Und ich antwortete: das ist billig," versetzte der Herzog.

„Der König ist Herr in seinem Hause, das ist wahr; aber in unserm Hause sind wir Gebieterinnen, wer kann mich nun hindern, heute Abend zu meinem Kutscher zu sagen: Nach Chanteloup! anstatt zu ihm zu sagen: Nach Versailles?"

„Das ist wahr," äußerte Herr von Richelieu; „aber wenn Sie protestirt haben werden, was wird daraus erfolgen?"

„Es wird daraus erfolgen, daß man nachdenken wird. Es wird daraus erfolgen, daß man noch weit mehr nachdächte," rief Frau von Guémenée aus, „wenn Ihnen Viele nachahmen würden, Madame."

„Und warum sollten wir nicht Alle der Herzogin nachahmen?" fragte die Marschallin von Mirepoix.

„O! Mesdames," sagte nun die Herzogin, von Neuem sich zu den Töchtern des Königs wendend, „o! welch' ein schönes Beispiel würden Sie, die Töchter Frankreichs, dem Hofe geben!"

„Würde es uns der König übel nehmen?" fragte Madame Sophie.

„Nein, nein! davon dürfen Eure Hoheiten überzeugt seyn!" rief die gehässige Herzogin aus. „Nein, er, der

einen so auserlesenen Verstand, einen so vortrefflichen Tact besitzt, würde Ihnen vielmehr dankbar dafür seyn. Der König, glauben Sie mir, zwingt Niemand."

„Im Gegentheile," bemerkte der Herzog von Richelieu, indem er zum Zweiten= oder Drittenmale auf einen von Frau von Grammont eines Abends, wie man sagt, in das Zimmer des Königs gemachten Einfall anspielte, „ihn zwingt man, ihn nimmt man mit Gewalt."

In diesem Momente, bei diesen Worten, trat in den Reihen der Damen eine Bewegung, gleich derjenigen ein, die in einer Grenadiercompagnie entsteht, wenn eine Bombe zerplatzt. Endlich erholte man sich wieder.

„Es ist wahr, der König sagte nichts, als wir der Gräfin unsere Thüre schlossen," äußerte Madame Victoria, ermuthiget und angereizt durch das Gesumme der Versammlung; „aber es könnte geschehen, daß bei einer so feierlichen Gelegenheit . . ."

„Ja, ja, ohne Zweifel," bemerkte Frau von Grammont, „ganz gewiß könnte es so geschehen, wenn Sie allein, Mesdames, dabei fehlen würden; aber wenn man sehen wird, daß wir Alle fehlen . . ."

„Alle?" riefen die Frauen aus.

„Ja, Alle," wiederholte der alte Marschall.

„Sie gehören also zum Complotte?" fragte Madame Adelaide.

„Allerdings gehöre ich dazu, und deßhalb will ich um's Wort bitten."

„Sprechen Sie, Herzog, sprechen Sie," sagte Frau von Grammont.

„Lassen Sie uns methodisch verfahren," versetzte der

Herzog; „es ist nicht genug, zu schreien: Alle! Alle! da erhebt man ein solches Geschrei aus vollem Halse, und handelt, wenn der Moment gekommen ist, gerade entgegengesetzt; nun aber, da ich zum Complotte gehöre, wie ich so eben die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen, mach' ich mir nichts daraus, verlassen zu werden, wie ich es immer war, so oft ich unter dem seligen Könige und unter der Regentschaft complottirte."

„Wahrhaftig, Herzog," bemerkte die Herzogin von Grammont ironisch, „sollte man nicht meinen, daß Sie vergessen, wo Sie sind; im Lande der Amazonen geben Sie sich das Ansehen eines Anführers."

„Madame," sagte der Herzog, „ich bitte Sie, zu glauben, daß ich einigen Anspruch auf diesen Rang hätte, den Sie mir bestreiten; Sie hassen Madame Dubarry mehr, — gut, jetzt hab' ich den Namen genannt, aber Niemand hat ihn gehört, nicht wahr? — Sie hassen, sogleich, Madame Dubarry mehr, als ich, aber ich bin compromittirter, als Sie."

„Sie sind compromittirt, Herzog?" fragte die Marschallin von Mirepoix.

„Ja, compromittirt, und noch dazu schrecklich; es sind acht Tage, daß ich nicht mehr in Luciennes war, es sind vier Tage, daß ich nicht mehr in Versailles war; so zwar, daß gestern die Gräfin in den Pavillon Hannover schickte, um fragen zu lassen, ob ich krank sey, und Sie wissen, daß Rafé antwortete, ich befände mich so wohl, daß ich seit dem vorigen Tage nicht heimgekehrt sey. Aber ich gebe meine Ansprüche auf, ich bin nicht ehrgeizig, ich lasse Ihnen den ersten Rang, und

führe Sie sogar dahin. Sie haben Alles in Bewegung gesetzt, Sie sind die Aufwieglerin, Sie revolutioniren die Gewissen, Ihnen gebührt der Commandostab."

„Nach Mesdames," berichtigte ehrerbietig die Herzogin. —

„O! lassen Sie uns die passive Rolle," erwiederte Madame Adelaide. „Wir werden unsere Schwester Louise in Saint-Denis besuchen; sie läßt uns nicht fort, wir kommen nicht zurück; dagegen läßt sich nichts sagen."

„Durchaus nichts," versetzte der Herzog, „oder man müßte einen sehr verbildeten Geist haben."

„Ich mähe zu Chanteloup mein Gras," äußerte die Herzogin.

„Bravo!" rief der Herzog aus, „dieß läßt sich hören, das ist ein Grund."

„Ich habe ein krankes Kind," sagte die Prinzessin von Guémenée, „und ziehe den Schlafrock an, um mein Kind zu pflegen."

„Ich fühle mich heute Abend ganz betäubt," sagte Frau von Polastron, „und könnte leicht gefährlich krank werden, wenn Tronchin mir nicht morgen zur Ader ließe."

„Und ich," versetzte die Marschallin von Mirepoix majestätisch, „ich gehe nicht nach Versailles, weil ich nicht hingehe; dieß ist mein Grund, der freie Wille!"

„Gut, gut," entgegnete Richelieu, „all das ist voll Logik, aber man muß schwören."

„Wie, man muß schwören?"

„Ja, man schwört immer bei Verschwörungen; seit Catilina's Verschwörung bis zu jener von Cellamare,

woran ich Theil zu nehmen die Ehre hatte, hat man immer geschworen; freilich haben sie deßhalb keine bessere Wendung genommen, aber Respect vor der Gewohnheit! Schwören wir also! Das ist sehr feierlich, Sie werden sehen." —

Er streckte inmitten der Gruppe von Frauen die Hand aus, und sagte majestätisch: „Ich schwöre."

Alle Frauen wiederholten den Schwur, mit Ausnahme von Mesdames, die sich entfernt hatten.

„Nun ist's gar," bemerkte der Herzog; „wenn man bei Verschwörungen einmal geschworen hat, thut man nichts mehr."

„O! welche Wuth, wenn sie sich im Salon allein befinden wird!" rief Frau von Grammont aus.

„Hm! der König wird uns wohl ein wenig verbannen," sagte Richelieu.

„Ei, Herzog," rief Frau von Guéménée aus, „was wird aus dem Hofe werden, wenn man uns verbannt? Erwartet man nicht Seine dänische Majestät? Was wird man ihr zeigen? Erwartet man nicht Ihre Hoheit die Dauphine? Wem wird man sie zeigen?"

„Und zudem verbannt man nicht einen ganzen Hof; man trifft eine Auswahl."

„Ich weiß es wohl, daß man eine Auswahl trifft," sagte Richelieu, „und ich bin sogar glücklich, denn man wählt mich immer; man hat mich bereits viermal gewählt; denn gut gerechnet bin ich bei meiner fünften Verschwörung, meine Damen."

„Gut, glauben Sie dieß nicht, Herzog," versetzte Frau von Grammont, „mich wird man opfern."

„Oder Herrn von Choiseul," fügte der Marschall bei; „nehmen Sie sich in Acht, Herzogin."

„Herr von Choiseul denkt wie ich; er wird eine Ungnade ertragen, aber keinen Schimpf dulden."

„Man wird weder Sie, Herzog, noch Sie, Herzogin, noch Herrn von Choiseul verbannen," äußerte die Marschallin von Mirepoix, „sondern mich. Der König wird es mir nicht verzeihen können, minder gefällig gegen die Gräfin zu seyn, als ich es gegen die Marquisin war."

„Es ist wahr," sagte der Herzog; „man nannte Sie immer die Favoritin der Favoritin; arme Marschallin, man wird uns miteinander verbannen!"

„Man wird uns Alle verbannen," versetzte Frau von Guéménée aufstehend; „denn ich hoffe wohl, daß Niemand von uns von dem gefaßten Entschlusse abgehen werde."

„Und von dem beschworenen Versprechen," setzte der Herzog hinzu.

„O! und dann werde ich auch für jeden Fall meine Maßregeln ergreifen," sagte Frau von Grammont.

„Sie?" fragte der Herzog.

„Ja; morgen um zehn Uhr in Versailles zu seyn, sind drei Dinge nöthig."

„Welche?"

„Ein Friseur, ein Kleid, ein Wagen."

„Allerdings."

„Nun denn?"

„Nun denn; sie wird um zehn Uhr nicht in Versailles seyn; der König wird ungeduldig werden; der König wird den Hof verlassen, und die Vorstellung we=

gen der Frau Dauphine auf den Nimmermehrstag verschoben.“

Ein Hurrah von Beifallsklatschen uud Bravos begrüßte diese neue Episode der Verschwörung; aber indem Herr von Richelieu und Frau von Mirepoix stärker als die Andern klatschten, wechselten sie einen raschen Blick. Die beiden alten Höflinge waren sich im Einverständnisse des nämlichen Gedankens begegnet. Um eilf Uhr flogen alle Verschworene, denen ein wunderschöner Mond leuchtete, auf der Strasse nach Versailles und Saint-Germain davon. Nur Herr von Richelieu hatte das Pferd seines Piqueurs genommen, und während sein Wagen mit geschlossenen Vorhängen dem Anscheine nach auf der Strasse nach Versailles dahin eilte, erreichte er Paris mit verhängten Zügeln auf einem Seitenwege.

(Ende des vierten Theiles.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

gen der Frau Dauphine auf den Nimmermehrstag verschoben."

Ein Hurrah von Beifallsklatschen und Bravos begrüßte diese neue Episode der Verschwörung; aber indem Herr von Richelieu und Frau von Mirepoix stärker als die Andern klatschten, wechselten sie einen raschen Blick. Die beiden alten Höflinge waren sich im Einverständnisse des nämlichen Gedankens begegnet. Um eilf Uhr flogen alle Verschworene, denen ein wunderschöner Mond leuchtete, auf der Strasse nach Versailles und Saint-Germain davon. Nur Herr von Richelieu hatte das Pferd seines Piqueurs genommen, und während sein Wagen mit geschlossenen Vorhängen dem Anscheine nach auf der Strasse nach Versailles dahin eilte, erreichte er Paris mit verhängten Zügeln auf einem Seitenwege.

(Ende des vierten Theiles.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Graf Cagliostro Deutsch von Fr. W. Bruckbeau

Bd.: 4

Augsburg 1849

P.o.gall. 664 p-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090604-4